

In Amerika bei B. HERDER, 17 South Broadway, St. Louis, Mo.



XAvR. Brändamout

Illustrierte Monatschrift

im Anschluß an die Lhoner Wochenschrift des Vereins der Glaubensverbreitung.

Nov. 2.

„Die katholischen Missionen“ erscheinen allmonatlich, zwei bis drei Quartbogen stark, und können durch jede Buchhandlung bezogen werden. Preis per Jahrgang \$1.75 postfrei.

Februar 1888.

Inhalt: Ein apostolischer Ausflug nach Torres in Brasilien. — Silber aus Persien. (Fortsetzung.) — Die Schifferinseln oder der Samoa-Archipel. (Schluß.) — Nachrichten aus den Missionen: China (Kwangtung, Tibet, Süd-Schantung und Kiangnan); Ostafrika (Wesfinien und Madagaskar); Oceanien (Neue Hebriden und Neu-Seeland). — Miscellen. — Für Missionszwecke.

Ein apostolischer Ausflug nach Torres in Brasilien.

(Mitgeteilt von P. Carl Teschauer S. J.)

Mit Freuden kam ich dem Auftrage der Obern nach, den verlassenen deutschen Kolonisten von S. Pedro de Alcantara am äußersten Ende der Provinz Rio Grande do Sul die Tröstungen unserer heiligen Religion zu bringen. Es war ein sonniger Morgen, als der Dampfer „Mirim“ von Porto Alegre abstieß, um mich nach Palmares zu bringen, wo ich auch tags darauf ohne Unfall glücklich landete. Obwohl ich die Bewohner von S. Pedro telegraphisch gebeten hatte, mir einen Begleiter an die Station entgegenzuschicken, fand ich leider niemanden. So stand ich denn allein am Ufer, unbekannt, ohne recht zu wissen, was ich beginnen sollte. Schon war es ziemlich spät in der Nacht, als mich ein Herr in sein nahegelegenes Haus führte. Vorherhand war ich gut aufgehoben. Ich befand mich in der Wohnung des Mannes, der zuerst die Dampferlinie auf dem Strome eröffnet hatte, um den Leuten von Torres den Verkehr zu erleichtern. So durfte ich hoffen, hier einen Reisegefährten nach der Kolonie zu treffen. Ich wurde nicht enttäuscht; denn Herr Diehl erklärte, daß er selbst mich nach meinem Bestimmungs-orte bringen und für die nöthigen Pferde sorgen werde.

Am folgenden Nachmittag schwangen wir uns in den Sattel, und in leichtem Trabe ging es über den Moorgrund. Teiche und Sümpfe wechseln auf dem langen Wege miteinander ab; große Störche, rothe Löffelreiter, wilde Gänse und vereinzelte Strauße beleben die einsame Gegend, die von einer kleinen, fächerlichten Palmenart, „Butiafeiro“, bestanden ist. Es wurde indessen Abend und wir mußten uns nach einem Nachtlager

umsehen. Bald hatten wir ein Haus entdeckt, wo wir gastliche Aufnahme fanden. Sehr erbaut ward ich hier von dem religiösen Geiste, der diese Leute, fern von jedem kirchlichen Einflusse, beherrschte. Mit Freude kam ich ihrem Wunsche nach und feierte das heilige Mesopfer in ihrer Wohnung. Beim Abschiede bingte mein Begleiter einen Knecht, welcher die Pferde nach unserer Ankunft zurückbringen sollte. So bestand nun die Gesellschaft aus vier Personen; denn zu den drei Erwachsenen kam noch ein Knabe, welchen ich als Sacristan mitgenommen hatte. Nach einem mehrstündigen angestrengten Ritte wurden wir der Lagoa dos Barros ansichtig und erreichten in ihr bald das erste Glied jener herrlichen Kette von Seen, die sich in gerader Linie fast ununterbrochen von Norden nach Süden zieht. Lange ritten wir an dem flachen Ufer des hochgehenden Sees hin, bis uns zuletzt das Wasser den Weg abschchnitt. Es blieb nichts anderes übrig, als die Pferde in die ziemlich tiefe Flut hineinzutreiben und so überzusetzen. Mittlerweile waren wir nach Conceição do Arroio gelangt. Das Dorf lag wie ausgestorben vor uns. Am folgenden Tage konnten wir uns mit aller Muße die Serra do Mar betrachten. Die ganze Bildung des Gebirgszuges erinnerte mich lebhaft an die Rhön, und ich vermochte mir all die bekannten Berge aus der fernen Heimat vorzuführen. Im Nordosten zeigte sich der Passo de Lagoa, dort mußten wir über den See. Doch wie wurden wir enttäuscht, als wir sahen, daß an beiden Ufern sich ganze Lager von Menschen und Fuhrwerken gebildet hatten, die alle über das

Wasser hinüber wollten. Ein schlimmes Zeichen; denn offenbar wagte sich der Ferge wegen des hohen Wellenganges nicht hinaus. Das hieß nun unsere Reise um einen Tag verzögern, und die Nacht mußten wir sicher auf freiem Felde zubringen. Doch ritten wir einstweilen weiter bis dicht an den See. Ich war dort allein das abschüssige Ufer hinabgestiegen und fand zu meiner Freude ein Kanoë mit einer leider zerbrochenen Ruderstange. Kaum hatte ich Herrn Diehl von meiner Entdeckung benachrichtigt, als sich dieser auch bereit erklärte, uns überzusetzen. Sofort wurden die Pferde abgesattelt und zu je zweien an langen Stricken auf beide Seiten des Rachens genommen. Wir selbst stiegen nicht ohne einiges Bedenken in das Fahrzeug. Zwar ging der See hoch, doch der Wind begünstigte uns, so daß wir nach einer kleinen halben Stunde am jenseitigen Ufer anlegen konnten. Obschon die Sonne tief stand, mußten wir noch fünf Stunden zurücklegen, wenn wir nicht trotz unserer glücklichen Uebersahrt die Nacht im Freien zubringen wollten. Rasch schwangen wir uns auf die Pferde, und vorwärts ging es in den dämmernden Abend hinaus.

Bereits dunkelte es völlig, als unser Führer den Gasthof, eine elende Hütte, entdeckte, welche den Namen Ismael führt. Vieler Umstände für die Abendtafel bedurfte es nicht; denn unser Wirth hatte nur Kaffee und Zwieback. Eigentlich hätten wir für das Lager nur eine Wagenremise, d. h. vier mit einem Binsendache überdeckte Pfähle bekommen können; doch Ismael hatte Mitleid und empfahl uns dem Besitzer der nächsten geräumigen Hütte, wo wir es uns auf dem Boden so bequem als möglich machten. Am nächsten Morgen ging es weiter. Zur Linken hatten wir noch immer die Höhen der Serra, zur Rechten brauste aus nicht zu großer Ferne der Ocean dumpf und majestätisch herüber. Unvergleichlich schön sind die Landseen, die sich an den Fuß der Serra hinschmiegen. Eine wahre Perlenkette, ein ewiger Schmutz für unser Land! Gegen Mittag sollten wir ein gastliches Haus erreichen, wo wir einige Erquickung erwarteten. Wirklich erblickten wir um 12 Uhr in der Ferne ein großes Gehöfte; doch ach, es trennte uns ein undurchbringlicher Sumpf von demselben. Im Eifer des Gespräches hatten wir den Weg verfehlt. Es galt nun, eine andere menschliche Wohnung ausfindig zu machen. Nach zwei- bis dreistündigem scharfem Ritt erblickten wir einen Rancho. Die Besitzerin der Hütte, ein altes Mütterchen, war nicht wenig überrascht ob unseres unerwarteten Besuches. Ein Fisch und ein Stück an der Luft getrockneten Fleisches bildete seit 27 Stunden unsere erste Mahlzeit. Während die Frau das Essen bereitete, streckten wir uns hungrig und müde auf den Boden nieder. Die Hütte selbst war aus den Trümmern eines gestrandeten Seedampfers aufgeführt. Als wir uns etwas gestärkt hatten, schwangen wir uns wieder auf die Pferde. Gott sei Dank, bis zu unserem heutigen Reiseziele war es nicht mehr sehr weit.

Während wir wohlgemuth dahinritten, lag auf einmal der Atlantische Ocean in seiner ganzen Pracht vor uns. Wir war zu Muthe, als ob ich einen alten lieben Freund nach langer Trennung endlich wieder sähe. Nun ging es dicht am Meere entlang. Spielend eilten die Wellen aus der Ferne her und neigten die Hufe unserer Thiere. Nach der stillen Debe des Campo war das lebendig bewegte Element wirklich ein erquickender Gegensatz. Ueber den gischtgetrübten Wogen schwebte eine unabsehbare Schaar munterer Seevögel. Möven eilten vor uns her über den glatten Sand; schwärzliche Biquoas standen ruhig mit ausgespannten Flügeln da, als bewundern sie die Pracht des Meeres, während sie in Wirklichkeit nur auf die nahenden Fische lauerten.

Gegen Abend langten wir in S. Domingos dos Torres an und wurden vom hochw. Vigario gastfreundlich aufgenommen. Am nächsten Morgen gegen 10 Uhr schlug ich in Begleitung des Priesters den Weg nach der Kolonie S. Pedro de Alcantara ein. Kaum hatten wir Torres verlassen, da kamen uns die Ansiedler schon entgegen; sie hatten erst am Abend vorher von meiner Ankunft Kunde erhalten. Das war eine Freude für die Leute, nach fünf bis sechs Jahren zum erstenmal wieder einen deutschen Missionär bei sich zu sehen! Bald waren wir angelangt, und ich konnte in meiner Wohnung der Kirche gegenüber absteigen. An Ruhe war freilich nicht zu denken; denn sofort war die kleine Behausung mit Besuchern überfüllt. Am nächsten Morgen begann die Mission. Schon gleich zu Anfang empfahl ich den Leuten Eifer und Pünktlichkeit bei den einzelnen Uebungen. Da viele von der Kirche ziemlich entfernt wohnten, kamen sie mit ihren Wagen heran und ließen sich mit ihren Familien in der Nähe des Gotteshauses nieder. Den ganzen Tag fehlte es darin nicht an frommen Vetern, und ich hatte vom frühen Morgen bis 12, ja 1 Uhr mittags vollauf zu thun, um alle Beichten zu hören, die heilige Communion auszuthemen und Katechese zu halten. Nach dem Essen fing die Arbeit so gleich von neuem an; Christenlehre, Vorbereitung der Erstcommunicanten und Firmlinge, Beichtwechselten ab mit der Thätigkeit im Beichtstuhl bis tief in die Nacht hinein. Vom hochw. Herrn Bischofe eigens dazu bevollmächtigt, spendete ich an zwei Sonntagen gleichfalls das heilige Sacrament der Firmung. Zwölf Tage weilte ich in der Kolonie. Trotz ihrer beschränkten Mittel haben die Ansiedler eine recht hübsche und geräumige steinerne Kapelle erbaut. Leider ist das Innere ganz in brasilianischem Stile ausgestattet.

Von S. Pedro ging es nach Gloria, am rechten Ufer des Rio Verbe. Mein Begleiter meinte, der Weg dahin habe viel Aehnlichkeit mit dem, welcher zur himmlischen Glorie führt; angenehm ist er jedenfalls nicht. Das Dorf selbst macht bis jetzt seinem Namen noch wenig Ehre. Das Schönste ist ein großer ebener Platz, in dessen Mitte die Kapelle „da Nossa Senhora da Gloria“ beinahe fertig dasteht. Die Bewohner sind meistens Deutsche, oder besser gesagt, Abkömmlinge von Deutschen, die ihre eigentliche Muttersprache schon ganz vergessen haben. Ein altes Kreuz neben der Kapelle erinnert daran, daß früher einmal Mission hier abgehalten wurde. Freilich ist das schon sehr lange her, und so konnte namentlich unter der jüngern Generation allmählich eine große Unwissenheit einreißen. Es war ein dorniges Arbeitsfeld; allein je weniger versprechend das Erbreich zu Anfang schien, desto größer war meine Freude, trotz der religiösen Verlassenheit noch so viel Glauben und guten Willen zu finden. Bärtige Männer von 30 bis 40 Jahren, die nie die heiligen Sacramente empfangen hatten, ließen sich unterrichten wie Schulknaben. Während der fünf Tage, die ich in Gloria verbrachte, kamen immer mehr Leute von den Höhen der Serra do Mar zur Mission herab. Der Tag reichte natürlich bei diesem Andrang nicht aus, und so war ich genöthigt, bis in die Nacht hinein das Sacrament der Buße zu spenden.

Da mir am ersten Tage nach meiner Ankunft in der Kolonie Gloria Zeit genug zu einem kleinen Ausflug übrigblieb, ließ ich mich nicht zweimal bitten, die deutschen Ansiedler in der von Rio Grande nördlich gelegenen Provinz Catharina zu besuchen. Ich passirte leicht den Rio Verbe, den Grenzfluß beider Provinzen, und sah mich bald inmitten meiner Deutschen. Wenn auch nicht

an der allen Deutschen eigenen Gemüthlichkeit, hätte ich sie doch gleich an dem gebrochenen Portugiesisch als Landsleute erkannt. Einer aus ihnen, Herr Kreuzburg, machte mir einen großen Indianerpeil zum Geschenke. Ein Bugre (Indianer) hatte denselben kürzlich in heintückischer Weise einem jungen Kolonisten in den Arm geschossen. Die Spitze war nicht mehr wie früher aus Stein oder Knochen, sondern aus scharfem Eisen gefertigt. So schreiten auch diese Söhne der Wildniß voran in der Kunst, das Leben des Nächsten zu bedrohen. Das Eisen wird wie die Federn, welche dem Pfeile die Richtung einhalten helfen, am Schaft mit einer dünnen, aber sehr starken Schnur befestigt.

Leider drängte die Zeit, und ich trat dem Rio Verde entlang meine Rückreise nach Torres an. Der Rio Verde (Grüner Fluß) trägt seinen Namen mit Recht; denn an seinen Ufern hinreißend, glaubt man hier und da, in die smaragdgrünen Wasser der so bewunderten Alpsen zu blicken. Woher dieses schöne Grün kommt, möchte ich einem naturkundigen Forschungsreisenden zu erklären überlassen; sicher ist, daß der Fluß bei seiner Vereinigung mit dem Rio Sertão diese Farbe annimmt und damit natürlich auch seine Benennung verliert und unter dem Namen Rampituba zwischen niedrigen Ufern dahineilt.

Am folgenden Tage spendete ich in Torres die heilige Firmung. Die Eintönigkeit der Meeresküste wird hier durch einige senkrecht abfallende Felsen etwas unterbrochen. Ihre Höhe ist höchstens auf 70–80 Fuß zu schätzen, macht aber in der weiten Ebene einen bedeutenden Eindruck, so daß man sie weithin unter dem Namen „die Thürme“ kennt. Auf dem nördlichen „Thurm“ liegt der Friedhof; beinahe die einzige vom Flugand verschonte Stelle. Man sprach einst viel von einer Hasenanlage in Torres, und nach meiner Ueberzeugung würde ein tüchtiger, energischer Ingenieur die Sache bald ins Reine gebracht haben; die Municipalkammer von Torres aber erblickt in den Sanddünen einen unüberwindlichen Feind, und statt einen von Dampfern und Segelschiffen belebten Hafen zu schaffen, sieht sie mit sorgenvoller

Miene zu, wie ein paar arme Familien die vom Meere ausgeworfenen Muscheln sammeln und zu Kalk brennen. Einige große eiserne Pfannen, die letzten Ueberreste einer alten Saline, liegen verrostet am Ufer. Es scheint über dem ganzen Lande eine Art Verhängniß zu walten, welches seinen Söhnen das Geschick und mehr noch den festen Willen versagt, die reichen, in seinem Schooße aufgehäuften Schätze der Natur zu heben.

Nach diesem melancholischen Spaziergang wurde ich zur Kirche gerufen. Ich war überrascht sowohl über die große Zahl als über die ernste Haltung der Beichtkinder. Bis in die Nacht hinein hatte ich den Trost, sie auf die Lösprechung warten zu sehen. Obwohl meine Rückkehr sehr bald erfolgen sollte, mußte ich doch bis Christi Himmelfahrt in S. Pedro verbleiben; denn es regnete in Strömen und jeder Weg war zu einem schmutzigen gelben Bach geworden. Trotzdem kamen die deutschen Kolonisten stundenweit herbei, um eine heilige Messe zu hören. Solche Treue in Erfüllung des Kirchengebotes wird Gottes Segen auf sie herabziehen; ergriff sie mich doch so, daß ich mit ungewöhnlicher Wärme die Schlußworte meiner Abschiedsrede an die guten Leute richtete, beim Gedanken, in welcher religiösen Verlassenheit sie sich befänden. Sie selbst schienen zu fühlen, was in meinem Herzen vorging, und konnten sich der Thränen nicht erwehren. Als das Wetter wieder besser geworden war, gaben sie mir noch eine weite Strecke das Geleit. Mit Mundvorrath wurde ich versehen, als gälte es eine Wüstenreise; das beste Pferd stand mir zur Verfügung, und zwei brave Männer verließen mich erst in Porto Alegre. Ich dankte Gott von ganzem Herzen für den meiner Wirksamkeit gespendeten Segen. Viele hundert Beichten und heilige Communionen, 58 erste heilige Communionen, Spendung der heiligen Firmung an 1219 Gläubige, Einsegnung mancher Ehe, Wiedereingung von Friede und Versöhnung in viele Familien waren die Früchte, mit welchen der Herr meinen kurzen Aufenthalt in Torres gesegnet hatte. Nach sechswochentlicher Abwesenheit erreichte ich wieder meine Pfarrei São Sebastião.

Bilder aus Persien.

(Fortsetzung.)

2. Isfahan und die Trümmerstädte Parsagadā und Persopolis.

Am 20. Mai verließen unsere Landsleute Raschan und legten in 8 Tagen die letzte Strecke zurück, welche sie noch von Isfahan trennte. Große Sandwehen, welche der Nordsturm von der Steppe hergebracht hatte, versperrten ihnen oftmals den Weg, der das Kohrudgebirge in der Nähe des 12 000 Fuß hohen Gargisch übersteigt. Unterwegs trafen sie mit dem moskowitischen Gesandten zusammen und ritten in dessen Gefolge in die große Hauptstadt ein, deren Bevölkerung damals auf eine Million geschätzt wurde. Schah Abbas der Große erwählte Isfahan, d. h. „Kriegslager“, im Jahre 1585 zu seiner Residenz. Um die Stadt, die er durch Prachtbauten schmückte, rasch zu einer großen Handelsstadt zu machen, versprach er den Armeniern, die sich niederlassen würden, nicht nur freie Religionsübung, sondern große Vorrechte. Als das Angebot nicht wirksam genug war, befahl er der gesamten Bevölkerung von Dschulfa, einer blühenden Stadt von nahezu 100 000 Einwohnern an der russisch-armenischen Grenze, augenblicklich nach Isfahan zu ziehen, und ließ, auf daß der Befehl sofort ausgeführt werde,

ihre Brunnen verschütten und ihre Wasserleitungen zerstören. So machte sich die ganze Einwohnerschaft mit Kind und Kegel auf den Weg. Viele erlagen auf dem Zuge; andere blieben in den Ortschaften längs der Straße zurück; 60 000 kamen ans Ziel. Schah Abbas gab ihnen Land am Südufer des Jazenderud, ließ ihnen christliche Kirchen bauen und verband die neue armenische Vorstadt durch Brücken mit Isfahan. So erhob sich 1603 Dschulfa, wie die Armenier ihre neue Heimat nannten. Schah Abbas hielt ihnen sein Wort, und bald waren die armenischen Kaufleute die reichsten des Landes. Aber die folgenden Schahs verfolgten die Christen und bebrängten sie mit unerhörten Erpressungen. Als ihr Bischof muthig Einsprache gegen diese schreienden Ungerechtigkeiten erhob, ließ ihn Schah Hussein bis aufs Blut peitschen und dann noch lebend in einen Kessel mit siedendem Wasser werfen. Kaufleute, welche eine Audienz erbeten hatten, um ihre Klagen vorzubringen, wurden beim Betreten des Palastes getnebelt, ohne weiteres auf einen schon bereit stehenden Scheiterhaufen geworfen und verbrannt. Schah Nadir legte den Christen einen täglichen Tribut von 24 000 Mark auf, und da derselbe natürlich binnen kurzem nicht mehr entrichtet werden konnte, gab er Befehl,

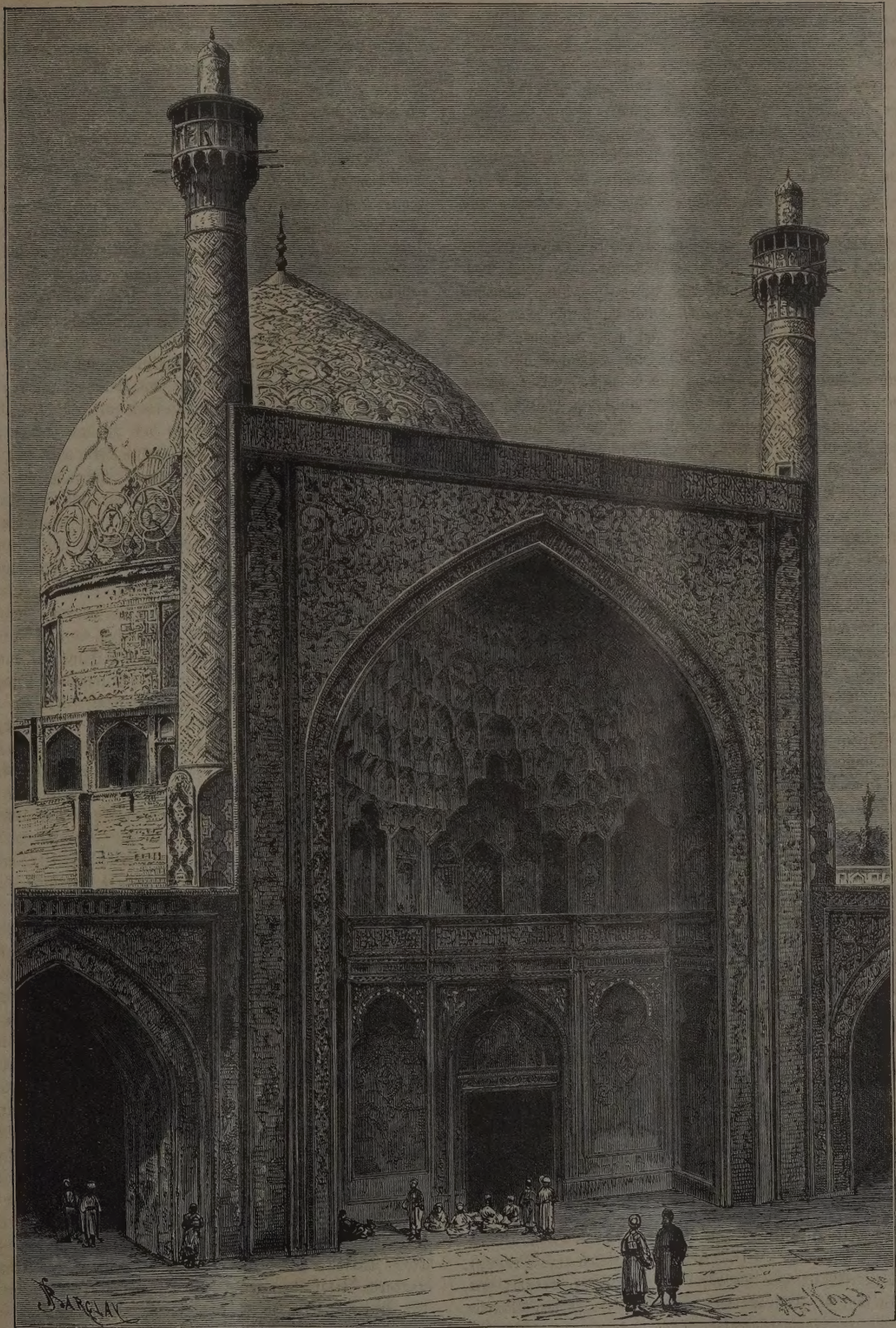
20 der vornehmsten Armenier hinzurichten, ließ dann die christlichen Kirchen schließen und forderte von den Armeniern den sofortigen Uebertritt zum Islam. Die Folge davon war die Flucht fast aller Wohlhabenden und der Ruin der christlichen Kolonie. Erst unter dem gegenwärtigen Schah haben die Armenier ihre Religionsfreiheit wieder erhalten; doch beträgt die Gemeinde kaum 3000 Seelen, von denen ein Theil Unirte sind.

Als unsere Landsleute Isfahan besuchten, nahmen sie ihre Wohnung in der von ihren französischen Ordensbrüdern besorgten Mission zu Dschulfa. Dieselben scheinen damals, wahrscheinlich mit Rücksicht auf die Macht des französischen Königs, sich außerordentlichen Günst zu haben. „Ihre Wohnung ist neu und trefflich gebaut,“ erzählt uns Schillinger; „sie steht auf einem umfangreichen Grundstück und ist mit einem weiten Garten versehen, durch welchen, wie auch durch das Haus selbst, ein klares Bächlein fließt. Im Garten sind viele Weinstöcke, die jährlich zwei Fuder Wein tragen. Die Kirche ist ansehnlich, ja alhier die schönste, mit drei Altären und mancherlei aus Frankreich hergebrachten künstlichen Schildereien geziert, der Boden aber mit Tuch bedeckt, weil man nach Landesbrauch mit bloßen Füßen darauf gehen muß. Alle Sonn- und Feiertage wird wechselweise französisch und armenisch gepredigt, wobei beide Nationen zahlreich erscheinen. Ein reicher Perser in der Nachbarschaft konnte den Schall ihrer Glocke nicht ausstehen und verlangte mit ungestümen Worten vom lehrverordneten Groß-Chan Selim trotzig, daß dieses Geläute abgeschafft werde. Der Monarch versprach, dafür zu sorgen, daß er das verhasste Geläute nicht mehr zu hören bekomme, und hieß ihn mit diesem Befehle nach Hause gehen. Auf dem Fuße schickte er ihm den Scharfrichter nach, und dieser schlug dem Kläger in dessen Hause den Kopf ab, wodurch er ihn so allerdings von dem Verdrusse des christlichen Glockengeläutes gänzlich befreit hat.“ Von der Missionsthätigkeit redet Schillinger also: „Neben der Kirche steht ein Schulhaus, in welchem die Väter der Gesellschaft Jesu etwa hundert europäische Kinder in der lateinischen, armenischen und französischen Sprache unterweisen. Die Andacht der Katholiken hat mich sehr erbaut, da ich sah, mit welcher unbeschreiblichen Eifer sie während der drei heiligen Pfingstfeiertage und auch sonst fast den ganzen Tag in der Kirche zubrachten und mit welcher außerordentlichen Geberden sie fast alle insgesammt sich dem Tische des Herrn naheten.“ Außer den Jesuiten waren im Jahre 1700 auch noch Augustiner, Karmeliten und Kapuziner in Dschulfa; die Armenier besaßen damals noch zwölf große Kirchen.

Die Stadt, in welcher sich unsere Landsleute von Ende Mai bis Mitte September aufhielten, war dazumal schon bedeutend von der Höhe ihres Glanzes herabgesunken. Die weitläufige Mauer der Stadt und Vorstädte, deren Umfang Schillinger auf acht deutsche Meilen schätzte, war an vielen Stellen eingestürzt; die Gassen fand er „schlecht, krumm, schmal und ungepflastert“. Aber der Maidan, der große Hauptplatz, erregte auch seine Bewunderung. „Er ist 700 Schritte lang, 300 Schritte breit,“ sagt Schillinger (von anderen wird die Länge auf 386 m, die Breite auf 140 m angegeben), „und ringsherum mit Schwißbogen prächtig verziert. . . . Die königliche Burg liegt an der Ostseite des Maidan und ist mit einer hohen Mauer umfaßt, vor welcher 60 metallene Stülpfensäulen zwei ganzen Cartbaumen allseitig schußbereit stehen. . . . Vor dem königlichen Gemache wachen beständig 30 bewaffnete Männer, meistens Söhne der Chane und Edelleute. An der

Südseite des Hauptplatzes steht die überaus prächtvolle Meszide oder Moschee, deren Säulen von geschliffenem feinstem Marmor sehr weit in die Höhe aufsteigen. Die Thore und Thüren bestehen aus silbernen und goldenen Platten. Der vorderste Eingang ist ein wunderbar großer Bogen, mit himmelblauen Plättchen von Porzellan eingesaßt, auch mit guldernen Sternen und Strichen ausgeschmückt.“ So beschreibt unser Landsmann die Größe und Pracht der persischen Königsstadt, die er damals noch auf 500 000 Einwohner schätzte. 22 Jahre später eroberten sie die Afghanen und verwandelten sie in ein Trümmersfeld; nur einige der hauptsächlichsten Paläste und Moscheen, so die den Maidan umschließenden, entgingen der Zerstörung. Die Stadt erhob sich nicht mehr völlig von diesem Schlage, um so weniger, da sich der Schah am Ende des letzten Jahrhunderts eine andere Residenzstadt erwählte.

Den ersten Eindruck, den Isfahan heute hervorruft, schildert Dieulafoy wie folgt: „Zu Füßen schroffer Felsen, wie geschaffen, um durch ihren rauhen Gegensatz den herrlichen Pflanzenwuchs hervorzuheben, der Isfahan gleich einem Mantel von Grün umfängt, breitet sich in blauem Dufte die Hauptstadt Iraks aus. In den Strahlen der sinkenden Sonne erblinden schon in weiter Ferne die türkisfarbenen Emaile der Meschidschah, während sich auf dem goldenen Abendhimmel die zarten Umrisse schlanker Minarete abheben, ähnlich den spitzen Thürmen unserer gothischen Kathedralen. . . . Da liegt es also vor uns, 'die Hälfte der Welt', das schöne Isfahan, 'das Wunder der Wunder', 'die Rose des Paradieses', wie es von den persischen Dichtern besungen wird. Seine Straßen und Pfade sind von üppigem Wachsthum umkränzt; ewiger Frühling kleidet das Thal in eine Pracht, daß die ganze Erde es beneidet; Blumen erfüllen die Luft mit Wohlgeruch; die Bäche sprudeln klares Wasser wie die Quelle des Lebens. Der Wind, der seine lachenden Lustgehölze und seine dichtbelaubten Schattenbäume durchstreicht, ahmt das Girren der Taube und das Seufzen der Nachtigall nach. Daß der Regen dich tränke vor allen Städten, o Isfahan, daß Himmelsthu dich erquicke vor allen Ländern, während der Donner in der Ferne grollt und der Blitz durch die Wolken fährt, wie das funkelnde Auge der Viper! Hamadan ist ein Ort der Lust, an dem jeder zu weilen wünscht; aber Isfahan ist das Bild des Paradieses.“ So die persischen Dichter. Wir ritten durch einige kleine zerstörte Dörfer und quer durch Gärten voll Pistazien und schon reifer Melonen. Die schwarze, von der Ueberschwemmung noch feuchte Erde, das Murmeln der Bächlein zwischen den Mais- und Hirsefeldern erinnerte mich an die Gärten von Siut, der Königin von Ober-Aegypten. — Jetzt nahte ich den Stadtmauern und ritt durch die verschanzten Thore; gespannt werfe ich meinen Blick nach rechts und links und halte plötzlich ein. Welch bittere Enttäuschung harpte meiner! Befinde ich mich in einer mit Sturm genommenen und vom Feinde geplünderten Stadt? Gleich innerhalb des Stadthores sind die Gäßchen mit einer dichten Lage Schmutz bedeckt; zur rechten und linken Hand verlassene Bajare, verödete Gassen, eingesaßt durch Mauerreste, die jeden Augenblick den Einsturz drohen. Keine lebende Seele in diesen Vorstädten, welche jetzt die Behausung von Skorpionen und Schlangen sind. Die Verwüstung ist eine vollkommene und scheint systematisch durchgeführt worden zu sein. Die Fensteröffnungen sind ihrer Holzeinrahmung beraubt; die flachen Dächer hat man eingeschlagen, um das Balkenwerk zu entführen, das ihnen als Stütze diente; die kostbaren Glasuren, welche die Wände be-



Die Schah-Moschee zu Isfahan.

kleiden, sind in barbarischer Weise zertrümmert oder gestohlen, und nur mehr die vom Regen ausgewaschenen Mauern stehen geblieben. Der folgende Stadtheil bot, wenn es möglich wäre, ein noch traurigeres Bild der Verwüstung. Ich sah arme Bauern den Schutt in Strohkörbe laden, welche zu beiden Seiten eines Esels hingen; der mit Salzpeter stark versetzte Schutt gilt nämlich als ein vorzügliches Düngemittel. So dient also „die Hälfte der Welt“, die aufgeblühte Rose des Paradieses, die Königsstadt in wahren Sinne dazu, Pflanzungen und saftige Gurken zu düngen!“

Vernehmen wir nun nach diesem enttäuschenden Einzug Dieulafoys Beschreibung der Pracht, welche auch heute noch dem Maidan, dem Königsplatze und dessen Umgebung, namentlich der Königsmoschee Meschid-i-Schah eigen ist. Der französische Architekt sagt, in ganz Europa gebe es keinen Platz, der an Größe, Ebenmaß und selbst an Schönheit mit dem Maidan-i-Schah wetteifern könne, und behauptet, der Vergleich falle selbst zum Nachtheile des Marcusplatzes in Venedig aus. Längs der ihn einschließenden Gebäude, welche aus zwei übereinander liegenden hohen Spitzbogengalerien bestehen und Kaufläden enthalten, ziehen sich mit Marmor beladene und mit Wasser gefüllte Kanäle hin. Mitten in der Ostfronte öffnet sich das hohe, von einem Spitzbogen gebildete und von zwei schlanken Minarets flankirte Thor, welches zu der großen Moschee führt. Ein dreifacher, aus türkisblauen Emaillen gebildeter Siab, der auf Marmortragesteinen ruht, umschließt den Thorbogen. Die Vorhalle ist mit einer Wölbung bedeckt, die aus kleinen, übereinander stehenden Zellen gebildet ist, welche, wie alle Wände, Giebelwände und Minarets, ganz mit Emailplättchen bedeckt sind, auf denen in lebhaften Farben Arabesken und Blumen, umgeben von Koransprüchen, abgebildet sind. (Vgl. das Bild S. 29.) Man tritt in einen Vorhof, wo ein großes Porphyrbecken voll Trinkwasser steht. Ueber einen freien Platz gelangt man zum Hauptthore der Moschee, die in schiefem Winkel zum Maidan gebaut ist. Es ist ein dem eben beschriebenen ähnliches, gewaltiges Spitzbogenthor mit Minarets zu beiden Seiten. Dahinter erhebt sich die gewaltige blaue Kuppel, mit goldenen Kugeln und dem Halbmonde gekrönt, der 55 m über dem Fußboden liegt. Abermals folgt ein geräumiger Hof mit einem großen Wasserbecken für die vom Koran vorgeschriebenen Waschungen; rechts und links öffnen sich weite Seitenhallen mit Wasserbecken für denselben Zweck, da das eine an den Freitagen nicht genügen würde. Aus diesen Hallen gelangen die Mohammedaner in das eigentliche „Heiligthum“, das von der großen Kuppel überwölbt ist und wo sie vor dem „Mirhab“, einer in der Richtung der Kaaba zu Mekka angebrachten und reich mit Koranversen und Arabesken geschmückten Nische, ihr Gebet verrichten. Der Bau hat eine Tiefe von 100, eine Breite von 130 m; 900 qm überspannt die große Kuppel. — Großartig ist auch das an der Südseite befindliche Thor Ali Kapi, von dessen Terrassen aus der Schah, umgeben von den Großen des Reiches, Truppenschau zu halten pflegte. Ebenda begrüßen täglich Frommler und Posaunenbläser die aufsteigende und sinkende Sonne. (Vgl. das Bild S. 32.) Unter den Koranschulen verdient die Medresseh des Schah Hussein besondere Erwähnung. Ein hohes Eingangsthor aus Marmor, dessen Flügelthüren mit Koransprüchen in Silber verziert sind, führt zu ihr; der Hofraum mit Blumenbeeten, hohen Bäumen und einem in Marmor gefaßten Kanal bildet einen prachtvollen Garten.

Die Gärten sind überhaupt der Schmuck der gefallenen Königsstadt und verhüllen mit ihren Platanen und Pappelngehölzen, Obst- und Weinplantagen, Melonen- und Hirsefeldern die Trümmer ihrer frühern Größe. Das ganze Thal ist überaus fruchtbar, und die Umgegend der alten Königsstadt hat manche Punkte von bezaubernder Schönheit. Dazu gehören eine Anzahl herrlicher Sommerpaläste des Schah und der Gouverneure. Einer dieser Paläste, der jetzt Zelleh Sultan gehört, liegt in der Nähe des Dorfes Koladun, das durch seine „zitternden Minarets“ berühmt ist. Der Weg führt durch das Thor von Dschulfa an einem ländlichen Bazar vorüber, der mit den herrlichen Kaufhallen der Städte und ihrem Waarenreichtum freilich keinen Vergleich aushält; es werden daselbst aber auch nur Früchte, Brennholz u. s. w. feilgeboten. Der Palast von Koladun vereinigt alles in sich, was der Orientale wünscht: schattige Bäume, grünen Rasenteppich, herrliche Rosengärten, plätschernde Wasser, Kühle, mit Polstern und Arabesken geschmückte Hallen. Aus den Fenstern des Schlosses überieht man weithin die fruchtbare Ebene bis zu den fernen Bergen des Baghijarenlandes. Vor dem Jahre 1879 war das Schloß Privateigenthum eines reichen Persers. Aber es gefiel Zelleh Sultan, und deshalb schickte er den Besitzer auf eine Wallfahrt nach Mekka — es ist das gerade so viel, als wenn der Pabischah einem seiner Diener die seidene Schnur schickt, und das gewöhnliche Mittel in Persien, einen reichen oder mächtigen Mann zu beseitigen. Wer nach Mekka geschickt wird, darf natürlich nicht heimkehren; es wird dafür gesorgt, daß unterwegs Allah ihn zu sich nimmt.“ So ging es auch dem Herrn von Koladun, und Zelleh Sultan legte die Hand auf das herrliche Schloß; um die Wittwe und die Kinder des Ermordeten kümmert sich niemand. Persische Zustände! Als der Schah seine Reise durch Europa machte, führte ihn, wie die Zeitungen erzählten, der Prinz von Wales eines Tages in den Park eines englischen Lord. Der Schah bewunderte die herrlichen Anlagen und beglückwünschte den englischen Thronfolger zu dem stolzen Schloß und den bezaubernden Gärten. „Es gehört nicht mir,“ entgegnete der Prinz, „es gehört Lord N.“ Da soll der Schah erwidern haben: „Nun, so schlagen Sie Lord N. den Kopf herunter und nehmen Sie sein Schloß — so wenigstens würden wir es in Persien machen.“

Von Isfahan zogen sowohl unsere Landsleute als der französische Architekt, deren Beschreibungen wir zumeist folgen, südwärts, um über Schiras, die Hauptstadt Farfistans, das Gestade des Persischen Golfes zu erreichen, und zwar machten sie auch diesen Theil der Reise zur selben Jahreszeit, indem Schillinger und die Missionäre am 15. September (1700), Dieulafoy am 18. September (1881) die gefallene Hauptstadt mit ihren stolzen Kuppeln und traurigen Ruinen verließen. Sie ritten durch den Bazar von Dschulfa und durch das Thor, durch welches 22 Jahre nach dem Besuche Schillingers die Afghanen Tod und Verderben bringend im Sturme eindrangten. Der Weg führt zwischen den beiden parallelen Gebirgszügen des Kohrud im Osten und Kamarah-Kuh im Westen durch die breite, fruchtbare Ebene und nähert sich immer mehr der westlichen Kette. Die Reisenden berührten das kleine Städtchen Jesdehas (Jesdehas schreibt es Schillinger), das auf einen aus der Ebene aufragenden Felsrücken gebaut ist. Fruchtbare Gärten und herrliche Weizenfelder, welche von einem Bache bewässert werden, umgeben es. „Da haben wir uns mit Wasser und mit köstlichem Brode versehen,“ sagt Schillinger; „denn in Persien gilt

das Sprichwort: „Wer gut leben will, der esse Brod von Jesdecas und trinke Wein von Schiras.“ Ganz ähnlich gibt Dielasof dieses Sprichwort: „Nichts auf Erden läßt sich dem Weine von Schiras und dem Brode von Jesdecas vergleichen“, und erzählt, daß auch heute noch alle Reisenden sich in diesem Städtchen mit Brod versehen wie vor 180 Jahren und daß fast sämtliche Einwohner des Städtchens Bäcker von Profession sind. Die Straße nach Schiras wimmelt von Reitern, Fußgängern, Lastthieren und ist ebenso belebt wie unsere großen Landstraßen; nur fehlen Fuhrwerke.

Ebenso fruchtbar wie die Ebene von Jesdecas ist die große Dase von Ellid. Leider verhindert aber die allgemeine Unsicherheit die fruchtbaren Landstriche, ihren Ueberfluß den öden Nachbargebieten zuzuführen. So versuchten es bei der großen Hungersnoth im Jahre 1878 die Leute von Ellid umsonst, dem nur 40 km entfernten, ebenfalls an der Straße nach Schiras gelegenen Abahde, dessen Einwohner sich durch Holzschnitzereien ernähren, Korn zuzuführen; sobald die Getreide-Karawane die Dase verlassen hatte, wurde sie von Räubern überfallen, welche die Kaufleute niedermachten und den Weizen raubten. In Dehbid hat der Weg die höchste Steigung zwischen Ispahan und Schiras mit 2400 m Höhe erklimmen. In der Sassanidenzeit stand da selbst eine Festung, deren Trümmer noch vorhanden sind. Von dort nimmt der Weg eine mehr südliche Richtung und folgt den Krümmungen des Pulwar-Rud, der seine Wasser dem großen Salzsee Aris zuführt.

Das Bergland, das die Reisenden hier zu durchziehen haben, ist der Kernpunkt des alten Perserreiches. Da stand Pasargadä, der Herrscherstiz der Achämeniden, der ältesten persischen Königsfamilie; da ragte Persepolis, die prachtvolle Königsstadt, die ganz Vorderasien beherrschte, bis Alexander der Große sie im Zustande der Trunkenheit im Jahre 330 v. Chr. zerstören ließ. An der Stätte des alten Pasargadä steht jetzt der durch die Herstellung seiner dunkelblauen Teppiche berühmte Flecken Murghab. Ein mächtiger Terrassenbau aus Kalksteinen war einst bestimmt, einen Palast zu tragen; die Umwohner nennen das Gemäuer den „Thron der Mutter Salomons“. Unweit davon ragt noch aus einem Trümmerhaufen eine Säule, 11 m hoch; dann folgen drei Pfeiler, die aus drei übereinander gestellten Blöcken bestehen und in Keilschrift in medischer, persischer und assyrischer Sprache die Inschrift tragen: „Ich, Cyrus, der Achämenidenfürst.“ Da haben wir also Spuren jenes mächtigen Königs, der um die Mitte des sechsten Jahrhunderts v. Chr. nach Unterwerfung der Meder das altpersische Reich begründete. Noch steht man sein Bild in flachem Relief auf einem großen Steinblock gemeißelt inmitten des Trümmerfeldes. Der König steht in betender Gestalt und hält ein kleines Götzenbild in der Hand; vier Genienflügel deuten an, daß er bereits unter die Seligen aufgenommen sei; das Gesicht gehört der kaukasischen Rasse an; die Kleidung ist ein langes, zu beiden Seiten zugespitztes Pelzgewand, wie es auch jetzt noch zur Winterszeit in Persien getragen wird. Dr. Stolze meint, das Denkmal sei von gefangenen Aegyptern, also unter Kambyses, dem Sohne des Cyrus, der 525 v. Chr. Aegypten eroberte, ausgeführt worden.

Noch weit bedeutender ist das Grabmal des Cyrus, von den Persern irrthümlich „Grab der Mutter Salomons“ genannt, das in der Nähe eines kleinen Dörfchens am Pulwar-Rud — einst war es der königliche Park von Pasargadä —, dank den kolossalen Blöcken, aus denen es erbaut ist, jetzt noch ziemlich

wohlerhalten dasteht. Wenn das eben erwähnte Relief des Cyrus auf ägyptische Kunst zurückweist, so verräth sein Grabmal griechische Architektur, und zwar aus der ältesten Zeit. Das Grabgebäude hat die Form eines kleinen Tempels, der auf einem aus wahrscheinlich neun Stufen bestehenden Unterbau ruht. Heute ragen nur mehr sechs Stufen aus dem Schutte hervor. Das Ganze ist aus gewaltigen, aber mit großer Genauigkeit gefügten Kalkblöcken erbaut. Das Tempelchen hat einen niedrigen Eingang und eine nicht geräumige Grabkammer und wird heute als Moschee benützt. Das Dach ist massiv. Schon Alexander der Große fand das Grab entweiht und beraubt. Arrian berichtet: „Betrübend war für Alexander der am Grabmale des Cyrus, des Sohnes von Kambyses, verübte Frevel; denn er fand es erbrochen und beraubt, wie Aristobul erzählt. Es befindet sich nämlich nach dessen Angabe das Grabmal dieses Cyrus im königlichen Parke zu Pasargadä; rings um dasselbe steht ein Gehölz von verschiedenen Bäumen, Wasser fließt vorbei und hohes Gras wächst auf der Flur. Das Grabmal selbst war im untern Theile im Viereck aus Quadern ausgeführt. Darauf erhob sich ein überdachter steinerner Bau, der einen so engen Eingang hatte, daß kaum ein einzelner, und zwar nicht großer Mann mit Mühe in das Innere treten konnte. Die Inschrift sagt in persischer Sprache: ‚Mensch, ich bin Cyrus, der Sohn des Kambyses, des Perserreiches Gründer und Aiens Beherrscher. Darum mißgönne mir dies Denkmal nicht!‘ . . . Alexander fand alles geraubt außer dem Sarkophag . . . Aristobul erzählt, er selbst habe von Alexander den Auftrag erhalten, das Grab des Cyrus wiederherzustellen . . . die Thüre zu vermauern und das königliche Siegel darauf zu brücken.“ Strabons und der übrigen alten Schriftsteller Bericht stimmt, wie Dr. Stolze nachweist, vollständig mit der eben angeführten Stelle und dem heutigen Zustande des Grabmales überein, nur ist die Inschrift ausgebrochen. (Vgl. das Bild S. 36.)

Zwei Tagereisen von den Ruinen des alten Pasargadä trafen die Reisenden in der Nähe von Kenare die Trümmer von Persepolis in einer wegen ihrer Fieberluft heute gefürchteten Ebene. Die wichtigste Gruppe bildet der sogen. „Thron des Dschemschid“, die man gewöhnlich für die Trümmer der alten, von Alexander zerstörten Königsburg hält. Sie liegen auf einem nordöstlich vom Dorfe Kenare in die Ebene vorspringenden Felsrücken, der die Terrassen mit ihren Prachtbauten trug. Gewaltige, sorgfältig gefügte Blöcke schwärzlichen Marmors bilden den Unterbau. Eine prachtvolle Doppelstuppe von 106 so niedrigen Stufen, daß man bequem hinauf und herab reiten kann, führt aus der Ebene zu den Palästen. Die Stuppe ist so breit, daß zehn Mann leicht nebeneinander gehen können; sie ist aus riesigen Blöcken schwarzen Marmors, welche nicht nur genau gefügt, sondern selbst polirt sind, ausgeführt. Die Stuppe mündet in eine viereckige Vorhalle, an deren vier Pfeilern Flügelstiere den Eingang hüten. (Vgl. das Bild S. 37.) Diese phantastischen Darstellungen der Königsmacht sind den ähnlichen Stieren von Ninive nachgebildet, das 605 v. Chr. in Trümmer sank; aber sie sind besser gebildet und größer als die assyrischen Flügelstiere, wie sie beispielsweise bei den Ausgrabungen in Ninive sich fanden. (Vgl. die Abbildung S. 33.) Auf dem Haupte der über 20 m hohen Riesenthier ruht die alte chaldäische Königstrone; die sechs Hörner sollen göttliche Kraft bedeuten. Ueber den Flügeln sagt eine Keilschrift in den oben erwähnten drei Sprachen: „Ich bin Keres, der Großkönig, der König voll-

reicher Länder, der Herrscher dieses großen Reiches, der fern und nah befehlt. Ich bin der Sohn des Darius, des Achämenidenkönigs. Xerxes, der Großkönig, sagt: Diese Säulenhalle, genannt Bisadaju (d. h. von wo man alle Länder überschaut), habe ich erbaut, wie viele andere Denkmäler, welche ich in diesem Parsa erbaut habe. Ich habe sie erbaut, wie mein Vater sie erbaut hat, und diesen Prachtpalast und alle diese herrlichen Bauten, wir haben sie erbaut durch die Gnade des (Gottes) Ahuramazda." Durch die Vorhalle gelangt man über eine vierfache Treppe zu einer etwa 6 Fuß höher gelegenen Terrasse, welche einst einen prachtvollen Säulensaal trug, dessen Balken und Getäfel aus Cedernholz 72 schlanke kannelirte Säulen trugen. Heute stehen nur mehr 13 Schäfte.

In geringer Entfernung von dieser Halle liegen die Trümmer eines andern Palastes, den Dieulafoy für die Privatwohnung des Königs hält. Durch eine an ägyptische Bauten erinnernde Thüre tritt man in einen Saal, dessen Decke auf 16 Säulen ruhte; fünf Seitengemächer waren mit dem Säulensaal verbunden. Die Gurtpfeller, die Oberschwellen der Thüren und Fenster und die Säulenbasen sind wunderbar schön aus grauem Porphyr gearbeitet. Keilschriften, welche Nischen und Fenster umziehen, verkünden uns, daß Darius diesen Palast erbaute, sein Sohn Xerxes ihn vollendete. Höchst interessant sind die vielen Basreliefs, welche die Thürbekleidungen, die Treppenwände u. s. w. schmücken. Sie stellen den König dar, wie er, mit dem Stabe in der Hand, von Hofbeamten mit Sonnenschirm und



Musikanten, den Aufgang der Sonne begrüßend.

Fächern gefolgt, majestätisch einherschreitet, wie er auf der Jagd einem Löwen oder dem Fabelthiere, das den Ahriman, das böse Princip der Lehre Zoroasters, darstellt, das kurze Schwert in die Brust stößt. Die Treppenwände schmückt ein Zug mit Geschenken beladener Männer, von welchen der eine dem Herrscher ein Zicklein, ein anderer eine Schale mit Früchten, oder einen Schlauch voll Wein, oder Säcke voll Getreide bringen. Ähnliche Vorgänge stellen die Bilder der sogen. „Halle der hundert Säulen“ dar, welche den großartigsten Bau der alten Königsburg bildete. Sie bedeckte 5000 qm Bodenfläche; aber außer den Thüren und Fenstern und den Säulenbasen ist heute nichts mehr erhalten.

Nach der Zerstörung der Königsburg blieb die Stadt Persepolis noch fast ein Jahrtausend bestehen, bis der Kalif Omar

sie gänzlich zerstörte und ihre Einwohner nach Schiras verpflanzte. Außer den soeben beschriebenen Trümmern der Königsburg erinnern die etwa drei Stunden nördlich von Kenare auf dem andern Ufer des Pulwar in die Felsen eingehauenen Königsgräber an die alte Herrlichkeit von Persopolis. In riesigen Verhältnissen ist eine Säulenstellung in erhabener Arbeit in die senkrechte Wand gemeißelt, und zwischen den mittleren Säulen öffnet sich die Grabkammer. Vier solcher Grabmäler sind zu sehen, das des Darius und seiner Nachfolger. Unterhalb dieser Gräber sind merkwürdige Sculpturen aus der Sassanidenzeit auf derselben Felswand angebracht, von denen eine den Triumph Schapurs I. über den römischen Kaiser Valerian darstellt, den er 260 n. Chr. bei Edessa schlug. Der König sitzt zu Pferde, während sich ihm der Kaiser um Gnade flehend zu Füßen



Assyrische Bügelstiere aus den Trümmern von Niniveh.

wirft. Sechs Jahre mußte der Besiegte, so oft Schapur zu Pferde stieg, dem Sieger als Fußschemel dienen; dann ließ er ihn pfählen. In der Nähe dieser Felswand, welche die Perser Naqsch-i-Rustam (Zeichnungen des Rustam) nennen, finden sich zwei kolossale, aus dem natürlichen Felsen gehauene Feueraltäre.

(Fortsetzung folgt.)

Die Schifferinseln oder der Samoa-Archipel.

(Schluß.)

Sechs Jahre sind wieder verfloßen, und abermals sendet M^rg. Elloy eine ausführliche Darlegung der Verhältnisse nach Europa. Wir entnehmen derselben folgende Stellen, welche auch über die staatlich-gesellschaftlichen Zustände des Archipels Aufschluß geben. Das Schreiben ist datirt vom 12. Januar 1872. „... Die samoanische Mission hat neuerdings verschiedene Prüfungen durchgemacht. Eine der größten war der Krieg, der nun schon seit drei Jahren den Archipel verheert. In wenigen Worten will ich Ihnen seine Ursachen schildern; um aber besser verstanden zu werden, muß ich Sie zuerst mit den gesellschaftlichen Verhältnissen unserer Inseln etwas bekannt machen. Jedes samoanische Dorf hat seinen Häuptling, der zu herrschen versucht, insofern die Dorfbewohner ihm das gestatten. Schon ein hoher Beweis von Achtung für diese Häuptlinge ist die Ueberreichung eines Kuchens aus Taros oder eines Fisches. Entsteht zwischen mehreren Dörfern ein Streit, so ist es Sache der Angesehensten aus dem Hauptdorfe des ganzen Gebietes, die Streitenden zu versöhnen. Unter diesen Hauptdörfern gibt es wieder eines, welches als Mittelpunkt aller angesehen wird und somit Hauptstadt genannt werden kann. Diese fogen. Hauptstädte entscheiden über Krieg und Frieden und wählen auch denjenigen, der den Königstitel tragen soll und Tupu heißt. Vor drei Jahren wählten nun einige solcher Häuptlinge unter dem Einfluß des englischen Consuls den Häuptling Malietra zum König. Am 28. Januar 1868 wurde er zu Apia als solcher verkündigt. Allein sowohl in Upolu als besonders auf Savai rief diese Wahl großen Widerstand hervor, und viele Dörfer und Häuptlinge stellten als Gegenkönig ein anderes Glied derselben Familie, den Malietra Pea, auf. Das Jahr 1868 verging in Vorbereitungen zum Krieg. Am 28. März 1869, am Ostersonntag, kam es bei Apia zur Schlacht. Den ganzen Tag und die ganze Nacht tobte der Kampf um unsere Wohnung. Mehrere Kugeln drangen in dieselbe ein. Ostermontag gegen 6 Uhr morgens wandten sich endlich die Anhänger des jüngern Malietra zur Flucht. Einer der Sieger hatte die Unvorsichtigkeit, die englische Flagge, welche der englische Consul zum Schutze eines Nachbarhauses dabeist hatte aufziehen lassen, herunterzureißen. Der englische Vertreter erklärte, diese Beleidigung käme einer Enthauptung (!) der Königin Victoria gleich. Die Sieger ergriffen ein gewaltiger Schrecken. Alles versuchten sie, um den Engländer zu besänftigen. Darüber vergingen Tage, und die geschlagene Partei fand Zeit, sich wieder zu sammeln. Auf's neue begannen die Feindseligkeiten und währten das ganze Jahr hindurch. Dann kam ein englischer Kreuzer, um den Streit zu schlichten, und die Sieger wurden wegen des angerichteten Schadens zu einer Entschädigung von 12 000 Mark verurtheilt. Zwar ist hiermit der offene Kampf beendet, aber der Friede noch keineswegs hergestellt. Viel Unheil hat dieser Krieg im Gefolge gehabt. Die unsittlichen heid-

nischen Tänze stehen wieder auf der Tagesordnung; viele christliche Ehen sind gelöst; der Branntwein herrscht überall. Blühende Dörfer sind verbrannt, herrliche Pflanzungen zerstört.

(Fortsetzung folgt.)

Sie bilden zwei nach oben sich verzüngende Würfel, deren Seitenflächen roh gearbeitete Ecksäulen und Bogen verzieren. Das sind vielleicht die ältesten Denkmäler Perfiens. Heute noch pflegen die Parfi, die Anhänger der alten perfiischen Lehre Zoroasters, zu diesen beiden Altären zu wallfahren.

Sie bilden zwei nach oben sich verzüngende Würfel, deren Seitenflächen roh gearbeitete Ecksäulen und Bogen verzieren. Das sind vielleicht die ältesten Denkmäler Perfiens. Heute noch pflegen die Parfi, die Anhänger der alten perfiischen Lehre Zoroasters, zu diesen beiden Altären zu wallfahren.

Indessen sind andere Punkte des Archipels weniger hart mitgenommen worden. So konnte in Safotulafai, einem Dorfe der Insel Savai, P. Gavet seine angefangene Kirche vollenden. Auch in Lealatele, auf der gleichen Insel, wurde während des Krieges eine große Kirche gebaut mit einem Dach von galvanisirtem Eisen. Unsere Neophyten, obwohl arm, ließen es sich nicht nehmen, 400 Mark zur Anschaffung dieses Daches beizusteuern. Diese Summe gewannen sie durch den Verkauf von Kokosnüssen, welche nach Deutschland und England ausgeführt werden. Während des Kirchenbaues trat ein protestantischer Häuptling mit seiner ganzen Familie zur wahren Religion über. Er hatte sich eifrig an den Bauarbeiten betheiligt. Soeben habe ich zwei Missionäre auf die Insel Tutuila geschickt. Die dortigen Katholiken hatten seit zwei Jahren keinen Priester mehr gesehen. P. Schall, welcher früher auf dieser Insel wirkte, mußte wegen Krankheit seinen Posten verlassen und ist inzwischen gestorben. In Apia sind unsere Hauptschulen. Die Anstalt der Schwestern Unserer Lieben Frau von den Missionen zählt jetzt 36 Jünglinge, welche alle unentgeltlich unterrichtet werden. Sie leben theils von der Arbeit mehrerer Leute, welche aus höheren Beweggründen ihre Kräfte für den Unterhalt dieser Kinder einsetzen, theils von dem Ertrage ihrer eigenen Handarbeiten. Die Schulbrüder, welche ich bei meiner letzten Anwesenheit in Frankreich gewonnen habe, unterrichten dreißig Schüler. Jeden Sonntag singen die Kinder dieser beiden Schulen in der Kirche vor der ganzen Gemeinde das Evangelium des Tages und eine Seite aus dem Katechismus. Der Gesang ist ein kräftiges Anziehungsmittel für die Samoaner. Sobald die Ruhe im Lande wieder vollständig hergestellt sein wird, beginnen wir mit der Gründung eines ausschließlich katholischen Dorfes; schon mehrere verheiratete junge Leute haben sich dafür gemeldet."

Gegen das Ende des Jahres 1873 war endlich die lang-ersehnte Ruhe eingetreten. Mit diesem Zeitpunkte machte die Christianisirung und durch diese die Civilisirung des Landes bedeutende Fortschritte. So wurde z. B. eine die katholische Religion durchweg begünstigende Gesefsammlung eingeführt, die schon erwähnten unsittlichen Tänze verboten u. s. w. Eine besonders günstige Wirkung übte die Bekehrung eines hervorragenden Häuptlings, Mataafa, welcher den Protestantismus und die Vielweiberei verließ und die katholische Religion und das katholische Sittengesetz annahm. Ganze Dörfer verlangten die Taufe.

Eine große politische Umwälzung brachte das Jahr 1875. Der amerikanischen Regierung war es nach und nach gelungen, die Samoaner aufs engste mit sich zu verbinden. Ein Unterhändler der Vereinigten Staaten, mit Namen Steinberger, setzte

eine Verfassung auf und veranlaßte die Wahl eines Königs, Malietoa I. In kirchlicher Beziehung wurde aber dadurch keine Aenderung hervorgerufen, und die erfreulichsten Nachrichten über Kirchenbauten und Schulen liegen aus dieser Zeit vor. Ueber letztere schreibt der hochw. Herr Elloy, Titularbischof von Enos: „Unter den großen Arbeiten dieses Jahres (1875) verdient die Errichtung unserer Centralschulen zu Apia besondere Erwähnung; desgleichen der Bau einer englischen und einer samoanischen Schule, sowie die Vergrößerung der Anstalt unserer Schwestern. Die englische Schule zählt 32 Kinder, Interner und Externe, die samoanische 45 Externe. In der Anstalt der Schwestern sind augenblicklich 48 Samoanerinnen; daneben besteht ein Externat für 22 Mädchen englischer Abkunft und 50 Insulanerinnen. Im October 1874 haben wir den Grundstein für eine neue Katechistenschule gelegt. Jetzt ist sie fertig und kann 60 Jünglingen aufnehmen. Auch denke ich an die Erbauung eines Kleinen Seminars. Unter den Schwestern sind schon Samoanerinnen, warum sollten wir nicht auch einen eingeborenen Clerus heranziehen können? In den 48 Schulen, die wir besitzen, unterrichten wir 1036 Kinder. Im ganzen beläuft sich die Zahl der Katholiken auf 4211 Personen. Hätten wir nur mehr Arbeiter! In dem ganzen weiten Gebiet sind jetzt thätig: 13 Priester, 2 Laienbrüder, 2 Schulbrüder, 6 Schwestern und 48 Katechisten.“

Das folgende Jahr 1876 brachte für die Mission eine große Freude. Am 23. Juni, dem Feste des heiligsten Herzens Jesu, wurde zu Falefa auf der Hauptinsel Upolu die neue, schöne Herz-Jesu-Kirche feierlich benedicirt und zugleich der ganze Archipel dem göttlichen Herzen des Heilandes geweiht. Ein trauriges Ereigniß bezeugte dafür das Jahr 1877. Mgr. Bataillon, der erste Apostel der Schifferinseln, ihr langjähriger Oberhirte, schied aus diesem Leben, um als wahrhaft guter und getreuer Knecht einzugehen in die Freude seines Herrn. Auf der Insel Wallis, welche er seinem Heilande ganz erobert hatte und von wo aus er die Schifferinseln zuerst betrat, legte er seine im Dienste Christi ermüdeten Glieder zur ewigen Ruhe. Ein einfacher Stein bezeugt das Grab des guten Hirten. Zwei Jahre später, am 22. November 1878, wurde auch sein Nachfolger, Mgr. Elloy, zur ewigen Krone abberufen.

Nachdem wir die Einführung des Christenthums auf den Hauptinseln geschildert haben, wenden wir jetzt unsere Aufmerksamkeit einer Anzahl kleinerer Inseln zu, welche unter dem Namen der Tokelau-Gruppe nördlich von Apia liegen. Der hochw. Marienpater Dole erzählt in anziehender Weise seinen Besuch auf diesen Inseln:

„Am 8. Juni (1882) erfuhren wir, daß ein kleines Schiff von 15 Tonnen Gehalt, der ‚Mulifanua‘, sich zur Abfahrt rüste. Der hochw. P. Provikar bestimmte P. Gavet und mich, diese Gelegenheit zu benutzen. Am 10. Juni, nachmittags 5 Uhr, verlassen wir also mit zwei Samoanern, Lutovio und Alesio, die Rube von Apia. Unser Fahrzeug erweckt in der That wenig Vertrauen: vorn am Bug zeigt es ein nothdürftig zugemachtes großes Loch; der sogen. Capitän ist ein Fidsji-Insulaner, mit ihm sind nur noch drei Matrosen an Bord. Doch die göttliche Vorsehung wird schon helfen. Und sie half; denn schon am 12. legten wir wohlbehalten bei der Insel ‚Clarence‘ an. Dort haben wir nur wenige Katholiken. Ein Engländer Namens Hay ist der ‚König‘ und Eigenthümer des kleinen Eilandbes. Rasch ging es von Clarence weiter nach Fakaofo. Ich vermag nicht die Freude der Eingeborenen zu beschreiben, als sie auf dem Schiffe zwei Schwarzvögel bemerkten. In einem

Nu ist unser Verdeck mit Menschen angefüllt. Unsere Christen fallen auf die Kniee, küssen unsere Hände und bitten um den Segen. Sie glaubten zuerst, einer von uns sei der Bischof; denn sie hatten erfahren, daß der verstorbene Mgr. Elloy durch Mgr. Lamaze ersetzt sei. Kaum waren wir gelandet, als auch schon die ganze Bevölkerung um uns versammelt war. Die kleinen Kinder geriethen allerdings über unsern ungewohnten Anblick in nicht geringen Schrecken; indessen hinderte uns ihr wahrhaft schreckliches Geschrei nicht, am nächsten Morgen die Kleinsten zu taufen. Uebrigens hatten wir auch keine Zeit zu verlieren; denn unser Capitän wollte schon nach zwei Tagen wieder in See. So wurde denn der ‚Kali‘, eine Art Holztrommel, gerührt, und in der kleinen Korallenkirche folgten sich ununterbrochen Predigten, Katechesen, Beichten, Eheschließungen, Taufen, Ertheilung der heiligen Communion und Firmung. Unsere Mahlzeiten hielten uns nicht lange auf: einige Kokosnüsse wurden von den Bäumen geschlagen und ihre Milch getrunken, das war alles. Große Ermüdung stellte sich freilich ein, da wir selbst nachts keine Ruhe hatten. Die guten Leute hatten nämlich seit sieben Jahren keinen Priester mehr gesehen, und so wollten sie denn jetzt deren Anwesenheit auch gründlich ausnützen.

Am 15. morgens fand unsere Abfahrt statt. Unter Weinen und Jammern begleiteten uns die guten Leute zum Strand; sie fürchteten, abermals sieben Jahre oder noch länger auf die Rückkehr eines Priesters warten zu müssen. Nach wenigen Stunden schon legte unser ‚Mulifanua‘ an einer winzigen Insel an, deren Name Noukounonou ist, und deren Bewohner, 90 an der Zahl, alle katholisch sind. Allein das Inselchen schien wie ausgestorben. Die Eingeborenen nämlich fürchteten, unser Schiff sei ein Seeräuberfahrzeug, und hatten sich alle versteckt. Als sie aber unsere Soutanen bemerkten, kamen sie hervor und umringten uns unter vielen Freudenbezeugungen. Der folgende Tag war ganz dem Unterricht und dem Spenden der heiligen Sacramente gewidmet. P. Gavet übernahm die Sorge für 18 Mädchen, und ich für 17 Knaben, welche alle seit dem letzten Besuch geboren waren. Das kleine Kirchlein war überfüllt. Nach der Taufe der Kinder hörten wir die Beichten der Erwachsenen, spendeten 59 die heilige Communion, 20 die heilige Firmung und segneten 6 Ehen ein. Am Abend hätten wir, ermüdet durch die Arbeit und das fortwährende Sprechen, gerne uns dem Schlafe überlassen. Allein davon konnte keine Rede sein, indem die Bewohner von Noukounonou wie jene von Fakaofo uns keinen Augenblick verlassen wollten. Der Häuptling hatte uns in seine Hütte eingeladen, und er und seine Unterthanen wurden nicht müde, uns ihre Lieber vorzusingen. Der alte Mann hatte uns zu Ehren sein Staatskleid angelegt; aber was für eines! Auf dem Kopf einen ganz alten, abgegriffenen Filzhut, an welchem ein buntes Band befestigt war, das bis zur Mitte des Leibes herabhängt; die ganze übrige Gestalt war in einen nicht weniger alten Unterrock eingehüllt, der auf irgend eine Weise seinen Weg auf diese Koralleninsel gefunden hatte. Ich konnte mich nur schwer des Lachens enthalten, wenn ich den auf solche Weise verummten Häuptling ansah. Am nächsten Morgen begann unser Schiff die Heimreise nach Apia. Allein schon nach zwölf Stunden trat eine völlige Windstille ein. Elf Tage lagen wir so auf offener See, vollständig den Strömungen ausgeliefert. Und das 4. Grab vom Erdgleicher! Sie können sich die Qualen der Hitze nicht vorstellen. Trotz der zahlreichen Haifische in diesen Breiten verbrachten wir doch einen großen Theil des Tages im Wasser

sonst wären wir vor Hitze gestorben. Einmal war ich selbst eben wieder an Bord gekommen, während unser junger Begleiter, ein Samoaner, noch im Wasser war. Da tauchen gerade neben ihm die unheimlichen Flossen eines Haies auf. Mit einer verzweifelten Kraftanstrengung schleuderte sich der Bedrohte über den Rand des Bootes. Das Ungethüm mußte, um denhängnißvollen Biß auszuführen, sich umwenden; diese kurze Spanne Zeit hatte den jungen Mann gerettet. Der Hai blieb in unserer Nähe. Wir warfen ihm also ein Stück Fleisch, an einem dicken Tau befestigt, zu, und mit dieser einfachen Angel gelang es uns, das Thier an Bord zu ziehen, wo wir es mit Beilen todtzuschlugen und später — von seinem Fleische kosteten. Sonst ist freilich Haifischfleisch kein Lederbissen, aber in unserer qualvollen Lage lechzten wir nach etwas frischem Fleisch. Endlich am ersten Tage erhob sich ein kräftiger Wind und führte uns glücklich in den Hafen von Apia.“

Auf diesen erfreulichen Bericht lassen wir einen andern folgen, worin der hochw. Provikar von Samoa, P. Broger, Mittheilung macht von einem verheerenden Sturme, der die Mission verwüstet und einen der Missionäre getödtet hat:

„Ich schreibe Ihnen inmitten eines Trümmerhaufens, in welchen ein gewaltiger Orkan unsere blühende Mission verwandelt hat. Dieses Unwetter brach in der Nacht vom 24. auf den 25. März 1883 über uns herein. Abgesehen von den kleinen Kapellen sind sieben Kirchen vollständig zerstört worden; Schulen und Katechistenwohnungen haben das gleiche Schicksal gehabt. Auch unsere schöne starke Kirche zu Apia vermochte nicht Stand zu halten: ihr Dach, aus Zink- und Bleiplatten bestehend, wurde weggerissen, und die einströmenden Wassermassen haben das Innere zerstört. Mit Ausnahme von zwei kleinen Fahrzeugen wurden alle Schiffe im Hafen von ihren Anker losgerissen und an den Felsen zerschellt; drei große



Grabmal des Kyros.

Dreimaster wurden weit auf den Strand geschleudert. P. Henquel verdankt sein Leben nur einem glücklichen Zufall. Er wollte aus der bedrohten Kirche die heiligen Hostien retten. In der furchtbaren Dunkelheit und Verwirrung brauchte er 5 Minuten, um seine Schuhe zu finden; während dieser Zeit stürzte die Kirche zusammen. Leider muß ich Ihnen aber den Tod eines unserer ausgezeichnetsten Mitbrüder melden, des hochw. P. Julius Andreas Delahaye. Er fiel als Opfer der Hingebung zum allerheiligsten Sacrament. Mitten in der höchsten Wuth des Sturmes drang er in die schon dachlose Kirche, um das heilige Sacrament zu sich zu nehmen. Gerade hatte er die heiligen Species genossen, als ein herniederstürzender Balken ihm den Kopf zerschmetterte. Die Häuptlinge seines Districtes suchten mich auf. Sie weinten bitterlich, und auch ich konnte mich der Thränen nicht enthalten. Inständig hielten sie um einen neuen Missionär an. Ein Grund, welchen sie

besonders geltend machten, rührte mich tief. Sie sagten: „Der tobtte Pater hat uns so daran gewöhnt, mit einem Priester Gottes zusammen zu leben, daß wir ohne einen solchen nicht mehr leben können.“ Ich gab ihnen den P. Leger. Heute Morgen haben wir hier den Trauergottesdienst für P. Delahaye gefeiert; indem ich für ihn betete, konnte ich mich nicht enthalten, auch zu ihm zu beten und ihm unsere schwergeprüfte Mission zu empfehlen, die zum großen Theil die Frucht seines Schweißes ist.“

Das ist in kurzen Zügen die Geschichte der Mission des Samoa-Archipels. Gebe Gott, daß die neuesten politischen Ereignisse zu Apia das segensreiche Werk fördern, nicht hindern. Zum Schlusse unserer flüchtigen Darstellung sei es uns gestattet, die Worte anzuführen, mit welchen Freiherr von Hübnern den Eindruck wiedergibt, den ihm ein Besuch der Mission zu Apia hinterlassen hat: „Sehr angenehme Stunden verlebte ich

in der katholischen Mission. Der Vorstand ist Msgr. Lamaze, Bischof von Nympos und Apostol. Vikar in Central-Oceanien (s. sein Bild S. 40). Vier, junge und alte, französische Priester theilen mit ihm die Mühen, die Sorgen und Gefahren des Apostolates. Er hat ein ausgedehntes Grundstück neben der Kirche und dem Missionshaus erworben und auf demselben ein Dorf für seine Neophyten erbaut. Die Nutznießung der von ihnen bestellten Aecker wird ihnen ohne Vergütung überlassen. Sie entfernen sich nur selten aus der „Reduction“, wie man in Südamerika sagen würde; die Männer sind verheiratet und jede Familie hat eine abgesonderte Hütte. Dies System bewährt sich auch hier wie anderwärts. Die Hauptaufgabe ist, die neuen Christen vor der Berührung mit den extra muros lebenden Eingeborenen und mit den Weißen zu bewahren. In dieser jungen Baumschule des Christenthums sahen wir nur fröhliche Gesichter, gut bebaute Felder und reizende Hütten. Einige der Männer werden zu Katechisten ausgebildet. Auf halber Höhe eines Bergfegels steht ein steinernes



Geflügelte Stiere vor der Thorhalle des Kerres.

Kirchlein, welches der nahende Seefahrer aus großer Entfernung wahrnehmen kann. Ein heftiger Sturm hatte es voriges Jahr zerstört, aber Dank den Beiträgen einiger Wohlthäter und der freiwilligen Arbeit, welche die Bewohner des katholischen Dorfkens leisteten, war es möglich, die Kirche binnen wenigen Monaten neu zu erbauen. Dieser Ort heißt Vacca. Dort

werden die künftigen Katechisten erzogen und auch in die klassischen Studien eingeführt. Sonntags wohnten wir dem Hochamte in der Missionskirche bei. Die jungen Eingeborenen, besonders die Mädchen und Frauen, sangen mit melodischen Stimmen. Nachmittags versammelten wir uns auf einem Rasenplätze zwischen der Kirche und dem Priesterhause. Der Bischof, seine Patres und Gäste, die Mitglieder der Gemeinde

mit dem Oberrichter des Königreichs an der Spitze ließen sich im Kreise nieder. Die Tochter des letztern reichte den Kava. ... Nach dem Kava wurde getanzet. Die jungen Katechumenen, den Schurz von Baumrinde um die Lenden gegürtet, das Haar mit einer Blume geschmückt, ein hölzernes Schwert in der Hand, führten mehrere Kriegtänze auf. Weiber und Mädchen nehmen keinen Theil daran. ... Wenige Schritte von der Mission befindet sich das Kloster der Schwestern mit zwei französischen und fünf einheimischen Nonnen. Die Oberin verließ in 26 Jahren dies Haus nur einmal auf wenige Wochen, um in Sidney ärztliche Hilfe

zu suchen. Sie ist es, die alles schuf, alles organisirte, die die kleine Kapelle, ein Kleinod monchischer Architektur, erbaute; die viele junge Wesen vor einem schmählichen Geschick bewahrt und in einheimischen und europäischen Familien die Wohlthaten einer soliden und christlichen Erziehung verbreitet hat" (Durch das britische Reich, II. Bd. S. 264 ff.).

Nachrichten aus den Missionen.

China.

Apostol. Präfectorat Kwangtung. Herr Fleureau schreibt aus der Station St. Joseph von Longwo am 25. August 1887 über eine heftige Verfolgung, welche seine ganze Gemeinde bedroht und in welcher bereits Martyrerblut geflossen ist:

„Meine Gemeinde schwebt in einer gefährlichen Lage. Die Heiden haben sich verschworen, die einflussreicheren Christen zu ermorden; sie glauben, das müsse den Abfall der übrigen zur Folge haben und meinen Aufenthalt hier unmöglich machen. Die Familie Schung, die erbitterteste und mächtigste, hat bereits mit der Ausführung des Planes begonnen. Im letzten Juni hielt sie eine Art Familiengericht; öffentlich verurtheilte sie eines ihrer Mitglieder, Lorenz Schung, weil er sich zum Christenthume bekehrt habe, zum Tode und vollstreckte das Urtheil. Die anderen Familien warten nur noch zu, welche Folgen diese Handlungsweise haben werde, um das Beispiel nachzuahmen. Heute ist es leider nicht mehr zweifelhaft, daß die Familie Schung straflos ausgehe. Meine Gemeinde ist also mit dem Untergange bedroht, der im Laufe des Jahres das Loos mehrerer Gemeinden in Kweichow und Sutschuen war. Nur ein ganz besonderer, ja wunderbarer Schutz Gottes kann uns retten.“

Tibet.

Verförmung der Missionsstation Bathang. Von zwei Seiten suchten die Missionäre in das verschlossene Tibet vorzudringen: von Süden durch den Himalaya und von Osten von der angrenzenden chinesischen Provinz Sutschuen aus. Auf der letztern Seite, wo die Erfolge größer waren, hat sich von Zeit zu Zeit immer wieder der fanatische Haß der tibetanischen Lamas durch Ueberfälle der Missionsstationen Luft gemacht, und von einem solchen traurigen Ereigniß, dem die Hauptstation Bathang zum Opfer fiel, berichten die folgenden Zeilen des hochw. Herrn Giraudeau vom 21. Juli 1887:

„Schon länger ahnten wir den Schlag, der uns bevorstand; gestern gegen Sonnenuntergang hat er uns getroffen. In der Nacht vom 17. auf den 18. Juli wurden wir mit Steinwürfen überfallen und mit blanker Klinge bedroht. Am 18. war die Lage noch gefährlicher und man mußte des Ueberfalls jeden Augenblick gewärtig sein; am 19. zeigten uns die Häuptlinge förmlich an, die Schibschrogomba seien in großer Zahl etwa 2 bis 3 Stunden von Bathang versammelt. Wir baten also um eine Wache für die Nacht; man gab uns 4 chinesische Soldaten und ließ einige tibetanische Söldlinge auf dem Dache des Nachbarhauses Aufstellung nehmen. P. Soulié und ich verbrachten die Nacht bewaffnet im Empfangszimmer. Sobald uns die Häuptlinge von Bathang den Marsch des Feindes angezeigt hatten, baten sie uns, unsere Werthsachen in Sicherheit zu bringen. Wir antworteten, sie seien in Kisten verpackt, wir könnten uns aber nicht mit ihrer Fortschaffung befassen; da schickte man uns eine große Anzahl Leute, welche bis Mitternacht daran arbeiteten. Tags darauf ging ich in aller Frühe zu den chinesischen Mandarinen, um ihnen das Nähe der Feinde anzuzeigen und um ihren Schutz zu bitten. Sie sagten, die Häuptlinge von Bathang hätten ihnen bisher keine Kenntniß davon gegeben, kamen aber bald nachher zu uns und entboten den Oberhäuptling zu sich, der denn

auch bestätigte, der Feind sei keine 3 Stunden mehr entfernt. Auf unsere Bitte schickten die chinesischen Mandarine und die tibetanischen Häuptlinge den Bewaffneten Parlamentäre entgegen, die aber ohne Erfolg zurückkehrten. Dann baten wir die chinesischen und tibetanischen Behörden, dem Feinde mit Waffengewalt zu widerstehen, und alle erklärten, das sei ihre Absicht. Wirklich kamen der Civil-Mandarin, der Oberst und ein Hauptmann mit einer Handvoll Soldaten zu uns. Während ich mit dem Oberst die Zugänge untersuchte, welche vertheidigt werden mußten, rief P. Soulié den tibetanischen Oberhäuptling, der es offenbar darauf anlegte, zu spät zu kommen. Derselbe spielte den Vornehmen und lud den Missionär zu einer Tasse Thee ein. Aber P. Soulié ließ sich nicht aufhalten und eilte, sich mit Gewalt losreisend, zu uns zurück. Der Häuptling folgte ihm auf dem Fuße und bestürmte uns zugleich mit den chinesischen Mandarinen mit der Bitte, den Schauplatz des Kampfes zu verlassen. Um sie nicht zu erzürnen, gaben wir uns endlich zufrieden, das Nachbarhaus zu beziehen, von dem wir beobachten konnten, welche Vertheidigungsmaßregeln zum Schutze unserer Wohnung getroffen würden. Als man uns aber im Nachbarhause so unterbringen wollte, daß wir keinen Ausblick nach unserer Wohnung gehabt hätten, brachen wir uns durch die Menge Bahn und kehrten zurück. Nochmals beschwor uns der Oberhäuptling, ein anderes benachbartes Haus zu beziehen, von dem wir freien Ausblick auf unser Eigenthum haben sollten; er und die chinesischen Mandarine würden sich tapfer für uns schlagen. Sobald wir aber das Haus verlassen hatten, sahen wir, daß die chinesischen Mandarine es ebenfalls verließen; doch nahmen sie auf dem Dache eines benachbarten Hauses Stellung, von dem sie immer noch unsere Wohnung vertheidigen konnten, während der tibetanische Häuptling sich gänzlich aus dem Staube machte. Um bis zum letzten Augenblicke für unsere Rechte einzustehen, kehrten wir abermals zurück und setzten uns auf der Terrasse angesichts der Mandarine und der gleichgiltigen Einwohner von Bathang nieder, welche wie zu einem Schauspiel herbeigeilt waren.

Gerade vor uns auf eine Entfernung von 400 bis 500 m zeigten sich die Schibschrogomba; man gab sich den Anschein, als unterhandle man mit ihnen. Tibetanische Soldaten hielten ohne jeden Erfolg Ansprachen an die Feinde. Da plötzlich sprengten einige 20 Reiter im Galopp an das jenseitige Flußufer und die Feinde erhoben ein Kriegsgeschrei; wahrscheinlich waren die Reiter ihre Häuptlinge. Im Augenblicke befanden sie sich 150 Schritte vor unserm Hause, erreichten das diesseitige Ufer und eröffneten das Gewehrfeuer. Das war das Zeichen zum gemeinsamen Angriff. Die Fußtruppen eilten herbei und stürmten gegen uns heran. Da standen nun die chinesischen Mandarine und ihre mit Flinten und Bogen bewaffneten Soldaten und ein Duzend Tibetaner statt der versprochenen großen Schaar 20 Schritte vor unserm Hause dem Feinde gegenüber. Alle hatten versprochen und geschworen, die Schüsse mit einer Salve zu beantworten und den Kampf aufzunehmen. Aber keine Kugel wurde abgefeuert, kein Pfeil abgeschossen; die beiden chinesischen Soldaten, die neben uns aufgestellt worden waren, nahmen Fersengeld sammt ihren Pfeilen und Säbeln. Unsere Aufgabe war gelöst. Wir hatten die Mandarine genöthigt, unsere Partei zu ergreifen. Einige hatten geschworen, alle ver-

sprochen, sich für uns zu schlagen: das war alles nur ein abgekartetes Spiel, um uns einen blauen Dunst vorzumachen. Allein es war ihnen nicht gelungen, uns zu betrügen; wir hatten alles mit eigenen Augen gesehen. Jetzt war es Zeit, zu fliehen. Wir sprangen also von der Terrasse in den anstoßenden Garten eines Häuptlings und wurden von dessen Frau in einem zu ebener Erde gelegenen dunkeln Getreidespeicher verborgen. Kaum war die Thüre hinter uns geschlossen, so entstand ein großer Lärm im Hause. Wir hörten unsere Namen nennen; wir hörten weinen und glaubten, die Feinde seien eingebrungen und unser Tod stehe bevor. So gaben wir uns gegenseitig die Losprechung und bereiteten uns auf unser Ende vor. Mitten in der Nacht kam endlich der Häuptling und brachte uns etwas zu essen. Da erfuhren wir, was der Lärm zu bedeuten hatte, der uns erschreckte. Die Feinde hatten unser Haus angesteckt und die Flammen bedrohten auch die Wohnung des Häuptlings. Alles ist niedergebrannt. Auch das Haus eines Christen wurde zerstört; man hat es eingerissen, um die benachbarten Häuser der Heiden durch das Feuer nicht in Gefahr zu bringen. Wie es in der Station Selesnong ging, kann ich nicht sagen; wahrscheinlich ist auch sie eingeäschert. Unsere Christen haben sich geflüchtet und konnten rechtzeitig ihre Ernte in Sicherheit bringen; keiner verlor sein Leben; ob die Leute in Selesnong sich und ihre Habe auch retten konnten, weiß ich nicht.

Das ist nun der neunte Ueberfall! Ein uns befreundeter Lama sagte mir gestern, diese Verfolgungen hätten nur den einen Zweck, uns zu erschrecken und zur Abreise zu zwingen. Wahrscheinlich wünschen die chinesischen Behörden dasselbe. Augenblicklich durchziehen die Schidschrogomba-Banden, laut ihr Kriegsgeschrei erhebend, das Dorf; es steht zu befürchten, daß sie von den schwachen Mandarinen den Befehl unserer Abreise verlangen werden. Die Schidschrogomba sind aus Religionshaß gegen uns gesandt. Weil wir die Feinde ihrer Götter seien, deshalb wollen sie uns verderben. Nicht einmal für sich wollen sie die Beute behalten; alles ist für die Lamaserie bestimmt, um die Gebete der Lamas für die Mordbrenner zu erhalten."

Apostol. Vikariat Süd-Schantung. Auch aus dem Gebiete der Missionäre von Steyl erhalten wir die Kunde vom Ausbruche einer Verfolgung. Die Provinz Schantung ist in ihrem östlichen Theile eine Halbinsel, welche sich Korea entgegenstreckt und nördlich vom Meerbusen von Peking, südlich vom Gelben Meere bespült wird. Südlich vom Gelben Strome, welcher dieselbe durchzieht, liegt, durchschnitten vom Kaiserkanal, die Dau von Jendshofu. Sie ist der dritte Theil der ganzen Provinz, wird von einem Dauta regiert, der in Jendshofu residirt und zählt im ganzen 32 Untermandarinate (Schien), welche in Gruppen von 4 bis 11 zu einem Ju oder Dscho vereinigt und einem Obermandarin unterstellt sind. Dies ist das Missionsgebiet, welches vom Apostolischen Stuhle dem Missionshause zu Steyl überwiesen wurde. Am 18. Januar 1882 wurde die Mission daselbst bekanntlich eröffnet. Puoli, in der Nordwestecke des Gebietes, war die erste Missionsstation, 158 Christen bildeten die ganze Herde. Seither breitete sich der Glaube fast über das ganze Gebiet der Dau von Süd-Schantung aus, so daß zu Pfingsten 1887 im ganzen 1385 getaufte Christen nebst 2227 Katechumenen in den verschiedensten Theilen der Mission zerstreut lebten. Die rasche Ausbreitung des Christenthums rief eine feindselige Bewegung unter den heidnischen Volksführern hervor. Man fing an, seine Verkünder

zu fürchten, und traf Anstalten, ihrem weitem Vordringen entgegenzutreten. Dieses aber in offener und amtlicher Weise zu thun, ging nicht; denn China ist infolge der Verträge zum Schutze des katholischen Glaubens und seiner Verkünder verpflichtet. Deshalb müssen die Mandarine amtlich die Missionäre und Christen beschützen und in gefährvollen Zeiten Proclamationen zu ihren Gunsten erlassen. Aber was die Beamten officiell nicht können, vermag die Klasse der Gelehrten oder Studierten, aus denen die Beamten hervorgehen, unter der Hand. Die Zeitumstände schienen günstig, da die beiden entscheidenden Beamten, der Dauta in Jendshofu und der Vizekönig in Zinansu, beide dem Christenthum abhold schienen und wahrscheinlich im voraus den Schlag billigten, den man gegen das Christenthum zu thun beabsichtigte.

Es wurde also eine große Gesellschaft zur Abwehr der Missionsbestrebungen der Europäer gebildet. Dieselbe nannte sich Wu-jang-hui, d. h. Ohne-Europäer-Bund, Gesellschaft zur Beseitigung der Europäer. Schon am 22. April 1887 schrieb der hochw. Herr Apostolische Vikar über die Gründung dieses Bundes und über die Verbreitung einer Schmähschrift gegen die Christen, aus welcher wir die folgenden Sätze mittheilen:

„Wir, Rechtsgelehrte von Dungal (Schantung), um zu verdrängen die fremde Lehre, zu tödten die Bastard-Chinesen (d. h. die Christen), zu beschützen das Land, unserem gerechten Zorne Luft zu machen, geben kund: 1. die katholische Kirche verwirft die 'fünf Beziehungen', zerstört die Vernunft, ist schlimmer als das Thier. (Die fünf Beziehungen sind: 1. Fürst und Volk, 2. Eltern und Kinder, 3. Mann und Weib, 4. Geschwister, 5. Freunde). 2. die Priester graben mit einem kupfernen Stäbchen ihren Kranken die Augen aus und verschließen mit zwei Pflastern die Augenhöhlen. 3. Sie besitzen auch ein Zaubermittel, womit sie eine Verdummungsmedizin bereiten können, um Knaben und Mädchen anzulocken und mit sich fortzuführen. 4. Auch diesen gräbt man die Augen und das Herz aus, um damit eine Augenmedizin zu bereiten. Deshalb haben auch die Bewohner von Tientsin die dortigen Franzosen getödtet u. s. w.“

„Deshalb verordnen wir wie folgt: 1. Wer den Teufeln oder Bastard-Chinesen Häuser oder Felder verkauft, dessen Habe soll die Menge plündern; wir Gelehrte werden sie dazu antreiben. Sein Haus soll verbrannt und sein Feld in eine viele Klaster tiefe Grube verwandelt werden. 2. Wer den Teufeln Eßwaaren verkauft, dem schneiden wir die Ohren ab zur allgemeinen Belehrung. 3. Wer die Teufel über Nacht behält, dem schneiden wir die Ohren ab und verbrennen ihm sein Haus zur allgemeinen Belehrung. 4. Wer die Teufel bedient, dem schneiden wir einen Finger der rechten Hand ab zur allgemeinen Belehrung. 5. Der Chinese, der mit dem Teufel zusammen ist, ist offenbar ein Bastard; er ist Auge und Ohr des Teufels; solche Bastarde ergreifen wir, graben ihnen die Augen aus, schneiden ihnen die Ohren ab, und dann berathen wir, was mit ihnen zu thun ist. 6. Gehen die Teufel ins Innere unseres Landes, so ergreifen und vertreiben wir ihre chinesischen Bastard-Begleiter; dann führen wir die Menge an, die Teufel aus dem Reiche hinauszutreiben. Wehren sich die Teufel, so martern wir sie zu Tode, um unsern gerechten Zorn zu besänftigen. 7. Für die Folge kann niemand im Reiche Haus und Feld insgeheim verkaufen. Wir Doctoren müssen erst nachforschen; dann erlauben wir, zu verkaufen. Wer diese Verordnung übertritt, wird strenge bestraft. Reichen diese Punkte nicht aus, so folgen andere.“

So das aufrührerische Plakat. Der hochwürdigste Bischof Anzer schreibt darüber: „Rassiniert ist die Verbreitung dieser Schmähschrift. Die russischen Nihilisten könnten bei den chinesischen Rechtsgelehrten in die Schule gehen. Plötzlich fand man es in allen Städten und Dörfern, an allen Anschlagelägen. Man weiß nicht, wie oder von wem es angeklebt wurde. Reißt man es herunter, so ist es trotz all unserer Wachsamkeit im Nu durch ein neues ersetzt. Die tausend Studenten, die aus allen Theilen Wönschangs zum Doctorexamen in die Stadt gekommen waren, fanden es eines Tages in ihren Taschen. Niemand weiß, wer es hineingesteckt hatte. Der Plan ist klar; die Massen sollen gegen uns aufgereizt werden.

Wir lassen uns zwar darob kein graues Haar wachsen, bedauern jedoch die Verbreitung eines solchen Pamphletes sehr, denn die Folgen sind nicht allzu gering anzuschlagen. — Ich habe mich bei der chinesischen Regierung beschwert und verlange von ihr einen öffentlichen Erlaß zu Gunsten unserer heiligen Religion. Auch gedenke ich eine Gegenschrift zu veröffentlichen.“

Während des Sommers 1887 setzte der „Ohne-Europäer-Bund“ von Tschangschu seine Wühlereien fort, und sie blieben nicht ohne Frucht. Am 27. August schrieb der hochwürdigste Apostolische Vikar an den Rector des Missionshauses zu Steyl aus Dschangtja in Tschangschu folgendes:

„In aller Eile nur ein Wort. Auf allen Punkten in der Mission tobt und gährt es. Die ganze Hölle scheint losgelassen zu sein, um gegen uns Sturm zu laufen. In der Stadt Tschangschu ist es schlimmer als zuvor. Zwei Häuser wurden nun bereits unter den Augen der Mandarine zerstört. Die „Gelehrten“ haben sich noch enger verbunden und in der Pagode vor ihrem Gözen geschworen, der katholischen Kirche bis aufs Blut zu widerstehen. Sie unterhalten mehr als tausend Taugenichtse, welche die Stadthore bewachen und jeden, der als Katholik erkannt wird, niederstoßen sollen. So kann ich nicht mehr zu den Tribunalen gelangen. Meine Katechisten zittern und wollen in einer so gefährlichen Mission nicht mehr bleiben. Die Hausverkäufer und Unterhändler entkamen nur wie durch ein Wunder und flüchteten sich zu mir. Sie würden sonst von den Gelehrten in Stücke gerissen worden sein, weil sie es gewagt, den europäischen Teufeln Häuser zu verkaufen. Man fahndet überall auf sie, sowie auf uns und unsere Katechisten; sogar Gasthäuser wurden geplündert, von denen man glaubt, daß sie oder wir dort abgestiegen wären. Die Verwirrung hat sich schon

nach Ziningdscho verbreitet. Ich erwarte jeden Tag Nachricht von der Zerstörung unseres dortigen Hauses. Aber wo soll das schließlich alles hinaus? Die Mandarine rühren sich nicht, freuen sich vielmehr heimlich. In Zinanfu ist nichts zu machen, der dortige Vizekönig ist der ausgesprochenste Christenfeind. Nur ein Beispiel hierfür: Dem dortigen Bischofe wurde von den Gelehrten eine Kirche zerstört, die schon 100 Jahre im Besitze der Christen war. Er erhob Klage, und das Ende? Auf den Trümmern der Kirche wurde eine Pagode gebaut, und jetzt eben hält man dort öffentliche Spiele ab, um den Triumph des Gözen über den Christengott zu feiern. Da das in der Nähe

meiner Mission sich abwickelt, so habe ich mit unendlichen Schwierigkeiten zu kämpfen. Ueberall Unruhe, Verwirrung und Aufregung. Und damit der Leidensbecher überlaufe, habe ich soeben aus dem bisher friedlichen Theile der Mission von Herrn Bicker folgende Hiobspost erhalten: In der Unterpräfectur Tantscheng ist eine Verfolgung ausgebrochen, wie wir sie in unserer Mission noch nicht gesehen haben. Der Mandarin ist die Ursache. Ich bin acht Tage hier, dreimal im Tribunal gewesen, aber der „Sibaschen“ (Obermandarin) besorgt mir nichts. Die Verfolgung wüthet fort. Zwei Christen sind eingefangen, andere mißhandelt. Die Entflohenen sind fast alle hier, ungefähr achtzig; sie sind sonst nirgends sicher. Täglich will man die Christen zwingen, dem Teufel „Koto“ (Kniebeugung) zu geben. Sie leiden Unföhlliches. Ich fürchte, daß sich der Sturm über ganz Tschangschu verbreitet. Man zieht täglich nach Art der Aufständischen auf und raubt sogar die Kinder und Weiber.“

So schrieb der hochwürdigste Bischof von Dschangtja aus. Vielleicht war es gut, daß gerade dort ihn so schwere Schläge

trafen; denn eben Dschangtja ist ein Punkt, wo bereits in der, obwohl erst so kurzen Geschichte der Mission sich mehr als ein heftiger Kampf ausgetobt hat. Dort stand eine kleine Gemeinde mehr als jahrelang einem reichen Manne gegenüber, der selbst von den Mandarinern geführt war. Er hatte den Untergang dieser Gemeinde geschworen. Darum hatten die armen Christen durch ihn und die von ihm abhängigen Ortsvorsteher und seine Helfer und Helfershelfer Drangsal über Drangsal auszustehen. Aber die Gnade des Heiligen Geistes machte die braven Neubekehrten allen Verfolgungen gegenüber nur um so standhafter und beharrlicher in ihrem heiligen Glauben. Und so endigte der gewaltige Sturm in Dschangtja mit der Erbauung



Mgr. Ramaze, Apostol. Vikar von Central-Oceanien.

eines kleinen Kirchleins. Mit demselben erhielten die standhaften Bekenner auch einen Priester als Diener Gottes, und aller Aussicht nach wird Dschangtja das Centrum und der Fels werden, von wo aus noch weitere geistige Eroberungen im großen Gebiete von Jauschofu sich anbahnen werden.

Dschangtja liegt südwestlich von Jendtschofu. Zehn Tage später finden wir den unverzagten Bischof zu Kiangshan, einige Stunden nördlich von dieser Stadt. Er war in einem Bogen um dieselbe herumgereist, indem er diese Stadt zu seiner Rechten liegen ließ. Seine Reise und die weiteren Ereignisse beschreibt er in einem Briefe vom 8. September 1887 an den hochw. Rector des Missionshauses von Steyl: „Jendtschofu und Ziningscho kann ich noch nicht betreten, darf mich aber von diesen beiden Städten auch nicht allzu weit entfernen. So ist es mir nicht gegönnt, in meiner entlegenen Residenz Puoli zu verweilen oder die entfernten Christengemeinden Jbschofu's zu besuchen, obwohl das sehr gewünscht wird und auch sehr nothwendig wäre. Der Kampf, der sich in genannten Städten entsponnen, wirkt lähmend auf die Mission. Ich will Sie nun die Wege führen, die ich in den letzten acht Tagen gegangen bin.

Von Dschangtja aus begab ich mich nach dem 8 Li entfernten Hotjatang. Es ist das ein kleines Dörfchen, schön und anmuthig durch die vielen Bäume, die um dasselbe gepflanzt sind, schöner aber noch durch die Christengemeinde, die sich dort bildet. Ihr rauchiges, dem Einsturze nahes Gebetslokal wird in diesem Jahre noch mit einem kleinen Kirchlein vertauscht werden. Ich besichtigte dort nur den Platz zum Kirchenbau, gab die näheren Anweisungen und ließ Herrn Pieper zur Ausführung derselben und zur Versorgung dieser wahrhaft eifrigen Neuchristen zurück. Dann setzte ich meinen Weg weiter fort. Er führte mich zunächst an den in Tsastang aufblühenden Christengemeinden vorbei. Ich stieg jedoch nicht ab der Gefahr halber. Erst vor einigen Tagen wollten die dortigen Sectenhäupter einen Katechisten lebendig begraben. Alles war dazu bereitet; die Henker hatten ihren Lohn schon empfangen, als der gute sechzigjährige Mann Kunde erhielt. Er flüchtete sich, und das Dunkel der Nacht entzog ihn seinen Verfolgern. Um Mittag traf ich in Litja ein, der Wiege des Christenthums in Wenschang und der ganzen Umgegend, wo mein Generalvikar mich erwartete. Armes Litja! Die 70 Christen sind vielfach in ihrem ursprünglichen Eifer erkaltet, einige haben sich sogar wieder fremden Gottheiten zugewandt. Der schlechteste von allen ist der Vorsteher. Was wir aufbauen, reißt er ein; was wir säen, erstickt er im Keime. Leider stößt seine Absetzung auf Schwierigkeiten, aber dennoch wird sie in Bälde erfolgen. Da man mir überall auflauert, so forcierte ich meinen Marsch. Unterwegs stieg ich bloß in dem großen Dorfe Schentjabien ab. Hier haben wir nur eine einzige Christin, eine bejahrte Frau, die

ihrer Alters und ihrer Krankheit halber kürzlich die Nothtaufe empfangen hat. Ich besuchte sie, hörte ihre Beichte, spendete ihr die letzte Oelung und die heilige Firmung. Obwohl wenig unterrichtet, hat diese Frau doch einen Glauben, der felsenfest ist, und eine Liebe zu Gott, von der man hingerissen wird. Draußen im Hofraum stand eine dichtgedrängte Menge Heiden, guckte neugierig durch das Fenster und die Thüre ins Zimmer, während ich die heiligen Verrichtungen vornahm. Alle waren ehrerbietig, wie ich es von Seiten der Heiden nicht gewohnt bin. Bald erfuhr ich den Grund. Vor einigen Tagen nämlich soll diese Frau eine Erscheinung gehabt haben, die auch von den anwesenden Heiden gesehen worden sein soll. Eine wunderbare Frau, in der Luft schwebend, sagt man, sei ihr erschienen und habe ihr rothe und weiße Blumen angeboten. — Ich erzähle nur, was man mir erzählt, und lasse die Wahrheit der Erscheinung auf sich beruhen. (Schluß folgt.)

Neben das Apostol. Vikariat Kiangnan erhalten wir für das Jahr 1886–87 folgende statistische Angaben. Das Missionspersonal ist wie folgt zusammengesetzt: 1 Apostol. Vikar (Msgr. Valentin Garnier S. J.), 89 europäische Missionäre (Priester), 28 eingeborene Priester, 22 europäische Scholastiker, 20 Laienbrüder; dazu kommen 86 Seminaristen und Lateinschüler, 138 Schwestern aus vier verschiedenen Congregationen, 364 Lehrer und 411 Lehrerinnen. Die ganze Mission ist in 13 Sectionen und 63 Districte eingetheilt und zählt 655 Christengemeinden mit 602 Kirchen. Die Zahl der Christen beträgt 104 375, die der Katechumenen 3092. Die heilige Taufe empfingen 1276 Erwach-



Meteorologisches Observatorium zu Sitawei.

sene, 3012 Kinder christlicher Eltern und 28 425 Heidenkinder in Todesgefahr. 4261 erhielten das Sacrament der Firmung, 2736 die letzte Oelung, 958 Ehen wurden eingeseget. Die Zahl der Knabenschulen beträgt 306, die der Mädchenschulen 361. Diese 667 Schulen wurden von 4366 christlichen, 255 heidnischen Knaben und von 3768 christlichen und 387 heidnischen Mädchen, im ganzen also von 8776 Kindern besucht. Sehr blühend ist das katholische Bruderschafts- und Vereinsleben. Die Bruderschaft vom heiligen Herzen Jesu zählt 15 615, diejenige Unserer Lieben Frau vom Berge Karmel 21 591, die Rosenkranzbruderschaft 8067, die Bruderschaft von den Sieben Schmerzen 855, von Mariä Verkündigung 4148, vom Unbefleckten Herzen Mariä 16 039, von der Unbefleckten Empfängniß 7108, von den heiligen Engeln 1450, von der heiligen Kindheit 2139, vom guten Tode 4684, endlich das Gebetsapostolat 14 197 Mitglieder. — Die Mission hat folgende Anstalten: Zu Si-ta-wei (bei Schanghai) ein Scholasticat, ein großes Seminar, ein Colleg für die Chinesen mit 135 Zöglingen, ein Pensionat für chinesische Mädchen mit 80 Zöglingen, ein großes Waisenhaus für Mädchen mit 622 Waisen, ein großes

Waisenhaus für Knaben mit 263 Waisen, ein magnetisches und meteorologisches Observatorium, das mit Schanghai durch Telephonleitung verbunden ist, ein naturgeschichtliches Museum. Ebendasselbst erscheint zweimal wöchentlich eine chinesische Zeitung und einmal monatlich der chinesische Herz-Jesu-Vote. Zu Tong-ta-bu besteht ein kleines Seminar, ein Spital für Arme mit 236 Verpflegten, ein Vincenz-Verein und ein Verein für Lehrlinge; zu Tang-king-pang ein Pensionat für europäische Mädchen mit 284 Zöglingen, eine Stadtschule für Chinesen zur Erlernung der französischen Sprache mit 103 Schülern, ein Vincenz-Verein; zu Hong-keu ein Colleg für europäische Kinder mit 211 Zöglingen, ein europäisches und ein chinesisches Spital mit 1877 Verpflegten, eine öffentliche Apotheke der Barmherzigen Schwestern, ein katholischer Verein und ein Musikverein; zu Lao-tien-tschu-tang ein Hospiz für Greise mit 65 und eines für Greisinnen mit 69 Insassen, ein Spital für Arme mit 415 Verpflegten, eine Katechistenanstalt; zu Ning-to-fu ein soeben eröffnetes Spital mit 25 Verpflegten; zu Jo-se endlich der Wallfahrtsort Unserer Lieben Frau von der Hilfe der Christen (*auxilium Christianorum*).

Ueber diesen chinesischen Wallfahrtsort der lieben Mutter Gottes, von dem wir unsern Lesern wiederholt erzählt, schreibt uns J. Sin, ein chinesischer Jesuit aus Ki-ta-wei, folgendes:

„Wie Sie wohl schon gehört haben, machen die Christen unserer Mission alljährlich im Monat Mai eine Wallfahrt zum Gnadenort Unserer Lieben Frau von Jo-se, deren Hauptfest am 24. Mai feierlich begangen wird. Viele Patres und Scholastiker wohnen gewöhnlich der kirchlichen Feier bei. Besonders aber verdient der rege Eifer unserer Christen Erwähnung. Einige von ihnen gehen vor, andere nach dem Festtage zum Gnadenort, die meisten aber machen die Wallfahrt am Tage selbst. Die früher angekommenen Christen vereinigen sich am Vorabende des Festes zu kleinen Abtheilungen von 10, 20 u. s. w. Personen und halten unter frommen Gesängen die Kreuzwegandacht. Dieses macht ihnen sehr tiefen Eindruck, und die etwas laueren Christen fühlen sich durch diesen Act ihrer Mitbrüder zum Eifer angetrieben und schließen sich dann ebenfalls den betenden Abtheilungen an.“

Am 24., dem eigentlichen Festtage, beginnt die erste heilige Messe bereits morgens um 4 Uhr; derselben wohnen nur die Männer bei, da die Wallfahrtskirche nicht alle Pilger zugleich fassen kann. Ist diese Messe zu Ende, so beginnt eine zweite für die Frauen; nach dieser wird dann die heilige Communion ausgetheilt bis ungefähr um 8 Uhr. Jetzt beginnt die feierliche Procession über den Jo-Berg in folgender Aufstellung. Es eröffnet den Zug eine Musikbande, dann folgt der Kreuzträger an der Spitze unserer Seminaristen, nach den Seminaristen kommen die Scholastiker und Patres und danach als die Hauptzierde des stattlichen Zuges die Statue der allerheiligsten Jungfrau, von vier Diakonen getragen. Den Zug beschließt der Celebrant mit Diakon und Subdiakon. Während der ganzen Dauer der Procession singt der Clerus die Lauretanische Vitanen, während die übrigen Christen den Rosenkranz beten. Ist die Procession zu Ende, so beginnt alsbald das Pontificalamt, wobei allen ein vollkommener Ablass gewährt ist, welche die heiligen Sacramente empfangen. Deshalb wird auch nach Beendigung desselben abermals die heilige Communion gereicht. Um 11 Uhr ungefähr hat die Feier ihren Schluß.

Bei dieser Wallfahrt wurde im ganzen 3900 Personen die heilige Communion gespendet.

Sie wundern sich vielleicht, daß in unserer Mission, welche 50 000 000 Einwohner zählt, und in der nur 104 000 Bevorzugte den wahren Gott kennen, eine solche Feier stattfinden kann. Allein man muß wissen, daß der Schutz der allerheiligsten Jungfrau uns sichert; obgleich viele Heiden uns umgaben, konnten wir doch ungestört unsere Feier beenden. — Beten Sie zum allmächtigen Gott, daß er, auf die Fürbitte der seligsten Jungfrau hin, unser ganzes Volk bald zu sich bekehren möge.“

Ostafrika.

Apostol. Vikariat Abessinien. Am Neujahr 1885 mußte infolge der politischen Unruhen die Station Keren im nördlichen Theile Abessinien's aufgegeben werden. Von der einen Seite drohten damals die Schaaren des Rasch, von der andern die Armee des Kaisers Ali-Johannes. Es war kein leichtes Unternehmen, die barmherzigen Schwestern auf schwindenden Bergpfaden, die zudem durch die Regenzeit schlüpfrig gemacht waren, über das nahe an 4000 m hohe Grenzgebirge an die Küste des Rothen Meeres hinabzubringen. Nichtsdestoweniger erreichte die Karamane glücklich Massaua, das bekanntlich von italienischen Truppen besetzt wird. Der Obere der dortigen Mission, der Lazaristenpater Cabrouiller, nahm die Vertriebenen mit offenen Armen auf. Bald gab es Arbeit genug in den Militärspitälern wie in dem Waisenhaus, das sie am Meeresufer errichtet hatten. An Kindern fehlte es nicht. Truppweise wurden ihnen von den Italienern Kinder gebracht, welche sie Sklavenhändlern abgejagt hatten; so im April 1886 auf einmal 28 Mädchen und 15 Knaben, lauter Gallas-Kinder, die ein Sklavenhändler auf seinem Boote nach Arabien hinüberschaffen wollte. Es wäre den Schwestern nicht möglich gewesen, für so viele zu sorgen, wenn der italienische General Saletta sie nicht regelmäßig mit Lebensmitteln versehen hätte. Leider starben die meisten Kinder infolge der Behandlung, welche sie vor ihrer Befreiung erfahren hatten.

Den Schwestern und den Missionären sollte es übrigens in Massaua auch sonst an Arbeit nicht fehlen. Die Militärlazarette waren mit kranken italienischen Soldaten gefüllt, zu den bald infolge der Kämpfe noch manche Verwundete kamen. Ueber die zum Theil unglücklichen Gesechte haben die Tagesblätter gemeldet. Weniger bekannt dürfte der folgende traurige Zwischenfall sein, den wir dem Briefe eines Missionärs entnehmen:

„In der Nacht vom 12. Juli 1887 ließ sich um 12¼ Uhr plötzlich ein furchtbarer Knall, begleitet von schrecklichem Krachen, vernehmen. Die meisten meinten, der Blitz müsse irgendwo eingeschlagen haben, während ich von dem unerwarteten Ausbruch eines Vulkans überzeugt war. Kaum jedoch war ich an das Fenster auf der Seite von Emcaillon geeilt, als ich einen dichten feurigen Rauch und Staubwirbel aufsteigen sah, der für einige Minuten wie eine schwere Wetterwolke die Scheibe des Mondes verdeckte. Jetzt blieb mir kein Zweifel mehr, das Pulvermagazin des Forts Talaud war in die Luft geflogen. Einzig mit dem Gedanken an die Verwundeten beschäftigt, begab ich mich sofort mit zwei Ärzten des Militärsitals Ras-Meber zur Unglücksstätte, die etwa 20 Minuten von unserem Hause entfernt war. Unterwegs waren wir Zeugen eines fremden Schauspiels. Die Erschütterung hatte allenthalben an den Häusern und Magazinen Fenster und Thüren gesprengt. Ueberall sah man Griechen und andere Handelsleute, die dem blinden Gerüchte Glauben schenkten, es sei auf eine großartige Plünderung abgesehen, in fieberhafter Thätigkeit die Eingänge

mit Brettern vernageln oder durch schwere Querbalken absperren. In traurigem Gegensatz dazu stand die Menge, welche niedergeschlagen und lautlos dem Orte des Schreckens zufluchte. Als wir selbst dort eintrafen, fanden wir von den hölzernen Soldatenbaracken nur noch traurige Trümmer vor. Mit den Ärzten drangen wir in den weniger beschädigten Steinbau des Forts ein. Nur das Gewölbe der Pulverkammer war gesprengt; hätten die Mauern nicht Stand gehalten, sondern in Stücken den weiten Platz gefegt, so hätten wir die Opfer zu Tausenden zu beklagen gehabt. Gott sei Dank, daß man die Dynamitvorräthe anderswo untergebracht hatte, sonst wäre jetzt Massaua eine einzige große Ruine. Wir begrüßten den General Saletta, der unter den ersten an der Unglücksstätte eintraf. Mehr als der materielle Schaden gehen dem wackern Manne der Tod und die Wunden so vieler Soldaten, die er wie seine Kinder liebt, zu Herzen. Von allen Seiten bringen Klagen und Stöhnen an unser Ohr. Auf Geheiß der Ärzte stehe ich fünf Schwerverwundeten im letzten Augenblicke bei, während man Tragbahnen herbeischaffte, um in aller Eile 49 weitere Opfer in das Spital zu bringen. In dem Magazine hatten sich nur eiskalte Fässer Pulver entzündet, indes der übrige Raum noch mit Patronen- und Bombenkisten angefüllt war. Alles schien beendet; da mit einemmale, ehe noch die Spritzen ihre Thätigkeit beginnen konnten, erfolgte ein zweiter Knall. Sofort verbargen sich die Soldaten, welche ein weiteres Unglück befürchteten, hinter den Mauern. Einzig der General, einige Officiere und die Ärzte blieben bei den Betroffenen, während ich die Sterbenden versah. In solchen Augenblicken hat man nicht Zeit, furchtsam an die eigene Rettung zu denken. Als die Verwundeten weggeschafft wurden, wollte ich mich selbst nach der Mission zurückbegeben; allein plötzlich hörte ich, wie eine schwache Stimme hinter mir rief: „Pater, Pater!“ Beim trüben Schimmer einer Kienfackel gewahrte ich in einer Ecke einen armen jungen Menschen, dem eine Kugel die Brust durchbohrt und ein Stein den Kopf getroffen hatte. Nachdem ich seine Beichte gehört und ihm die letzte Oelung gespendet hatte, sagte er mir unter Thränen: „Ich werde meine Mutter nicht wiedersehen, ich muß sterben, aber ich bin zufrieden; denn der liebe Gott hat mir vor dem Tode noch einen Priester zugeschiedt. Schließen Sie mich an Stelle meiner theuern Mutter noch einmal in Ihre Arme!“ Im selben Augenblicke, wo er sich mühsam aufrichtete, entströmte von neuem das Blut der schweren Kopfwunde und benezte mich. Bisher hatte ich meine Fassung bewahrt, aber jetzt bei dieser traurigen Scene drohte die Bewegung in mir Meister zu werden.

Bevor ich schied, hatte ich dem Hauptarzte die Hilfe unserer Schwestern angeboten; am nächsten Morgen in aller Frühe waren sie schon da, um sich der armen Opfer anzunehmen. Die neue Explosion der Bomben und Kartätschen, welche um 12³/₄ Uhr begonnen, dauerte mit gleicher Heftigkeit bis morgens um 6 Uhr fort. Der Hauptmann, welcher mit seinen Vaschibuzus auf der Seite von Sahati ausgerückt war, kehrte eilends zurück, weil er meinte, es habe ein Sturm auf Massaua stattgefunden. Von den Soldaten blieben sechs todt, darunter die Schildwache, von der keine Spur mehr aufzufinden war. Die Eingeborenen hatten nur drei Opfer zu beklagen. Aus der Schaar der 49 Verwundeten erlagen noch sechs oder sieben, die übrigen sind trotz mehrerer Amputationen auf dem Wege der Besserung. Mit unseren Schwestern habe ich das Spital besucht und unter die Soldaten Crucifixe,

Rosenkränze, Büchlein und Muttergottesmedaillen ausgetheilt. Das war ein Trost und eine Freude für die armen Leute; ihre schlichten Dankesworte erfreuten uns mehr, als selbst das warme Anerkennungs Schreiben des Generals Saletta.

Neu ankommende Mitbrüder fanden hier unter den Italienern ein trostreiches, lohnendes Arbeitsfeld. Gestern kamen noch 15 italienische Arbeiter und baten mich, ihre Beichte zu hören. Mit dieser neuen Kolonie bildet sich natürlich auch eine neue Pfarrgemeinde; leider bin ich kaum im Stande, die Sprache der Leute zu radebrehen. Dank der Liebe der Schwestern vom hl. Vincenz von Paul aus dem Mutterhause zu Neapel war es mir vergönnt, mit mancherlei religiösen Gegenständen die Leute zu erfreuen.

Am 20. hatten wir um ¹/₂ 7 Uhr feierlichen Trauergottesdienst für die Verstorbenen. Der General sammt seinem Stabe, sowie die übrigen Officiere und Mannschaften mit der Musik wohnten demselben bei.

Die Anstalt unserer Schwestern hat einen Zuwachs von 18 mohammedanischen Kindern, 8 Knaben und 10 Mädchen, erhalten. Sie waren alle in der Gegend von Kassala geraubt und wurden von den Italienern unter den Halbab's ausgegriffen. Bereits sind sie neu gekleidet, und binnen kurzem werden sie bei der mütterlichen Pflege die frühere schlechte Behandlung vergessen haben. Seit einigen Tagen besuchen sechs der größeren Knaben die Werkstätten der Regierung. Zu Tische und für die Nacht kommen sie zu uns zurück. Der General war so zuvorkommend, die Knaben eigens dazu ausgewählten Soldaten anzuvertrauen. Letzteren stellte er einen Preis in Aussicht, falls sie sich in ihrem Amte während eines halben Jahres bewährten.“

Madagaskar.

Ueber die Anstalt für die Ausfähigen zu Ambasiworaka, aus der wir unseren Lesern wiederholt erbauliche Bzüge zu erzählen hatten, schrieb P. Tair S. J. an seinen Obern, Mgr. Cazet, den Apost. Vikar von Madagaskar, die folgenden Zeilen:

„Empfangen Sie einige Nachrichten über die gegenwärtige Lage unseres Ausfähigenhauses für die Hovas. Die kleine, aus ‚Jozoro‘, einer Art Röhricht, erbaute und mit ‚Herena‘, einer Grasart, bedeckte Kapelle ist nun vollendet; ich glaube, sie ist fest genug, um einmalig die Regenzeit zu überdauern, bis eine eigentliche Kirche aus Backsteinen und Ziegeln sie ersetzt wird. Kaum hatten die Arbeiter Thüren und Fensterläden eingesetzt, so gab ich in derselben eine kleine Mission. Die erste Messe wurde am ersten Freitag im November (1886) gelesen; da konnten die armen Kranken wieder einmal zur heiligen Communion gehen. Welcher Trost, nach dreieinhalbjähriger Entbehrung denjenigen empfangen zu können, der gesagt hat: ‚Selig die Armen! . . . Selig die Traurigen!‘ Aber es war hohe Zeit für die alten Kranken, den Katechismusunterricht wieder aufzunehmen, und für die neu dazugekommenen Ausfähigen, damit zu beginnen. Sofort machte ich mich an die Arbeit und habe den Kurs heute Morgen beschloffen. Die Gemeinde von 88 Ausfähigen, Männern und Frauen, welche wir in jeder Hinsicht zu besorgen haben, folgte den Uebungen der Mission mit einer Aufmerksamkeit und mit einem solchen gemeinsamen Eifer, daß sich die Bewohner eines Klosters daran hätten spiegeln können. Morgens um 5 Uhr standen alle beim Glockenschlage auf; es folgte der ‚Engel des Herrn‘ und das gemeinsame Morgengebet, dann die heilige Messe mit Gesang.

Täglich wurden drei Unterrichte gegeben: zwei vormittags und einer nachmittags. Der Tag endete wiederum mit gemeinsamem Gebete und dem Englischen Gruß. Ich hatte nicht nothwendig, meinen Zuhörern, wie anderswo, den Wortlaut des Katechismus und den Text der Lieder einzuprägen; unsere Ausfähigen wissen alle Hauptkapitel wörtlich auswendig, und was den Gesang angeht, sind sie in der ganzen Provinz Imeriana berühmt. Sie werden selber darüber urtheilen können, wenn Sie die Anstalt von Ambahiworaka besuchen, um unseren 40 Neubekehrten die heilige Firmung zu spenden.

Lange bevor mir dieses heilige Werk übertragen wurde, hörte ich das Lob dieser armen Kranken; aber was mir unbekannt war und was ich für unmöglich gehalten hätte, wenn ich es nicht mit eigenen Augen sehen würde, ist das verhältnismäßige Glück dieser von der menschlichen Gesellschaft verstoßenen Kranken. Es ist wirklich wahr, diese Ausfähigen verkosten in dem Heim, das ihnen die katholische Liebe errichtete, einen Frieden, eine Seelenruhe, ja eine Bequemlichkeit, so armselig ihre Wohnung ist, daß ihnen der Aufenthalt nicht nur erträglich, sondern, dank der Liebesopfer aus Europa, selbst lieb und angenehm ist. Das wäre ganz gewiß nicht der Fall, wenn diese von der menschlichen Gesellschaft Ausgestoßenen nicht so viele Freunde und Brüder um sich hätten, welche noch mehr durch Glaube, Hoffnung und Liebe mit ihnen verbunden sind, als durch ihr gemeinsames Leiden. Im katholischen Spital von Ambahiworaka liebt man sich, verträgt man sich, tröstet man sich, be-

sucht sich und ermutigt sich gegenseitig durch Gebet und durch Gebuld. Ein Kreuzchen aus Messing, ein Rosenkranz, ein Skapulir, ein frommes Bild, ein wenig Weihwasser oder Ignatiuswasser, das sind die Geschenke, die Kostbarkeiten, welche hier allein Geltung und Werth haben. Sträuße aus Rosen und Lilien bilden den Schmuck für die Festtage. Noch heute Morgen konnte ich es nicht ohne Thränen der Rührung sehen, wie diese Ausfähigen nach der heiligen Messe den Hecken entlang humpelten, um einige Blumen zu Sträußchen zu sammeln, während andere die Wohnungen ihrer Freunde reinigten und schmückten. Bald darauf besuchten sie sich gegenseitig und beglückwünschten sich; sie feierten nämlich das Fest ihres Patrons, des hl. Stanislaus.“

Wir fügen diesem ergreifenden Briefe eine von P. Latz eingesandte Abbildung der Leprosenanstalt bei (s. oben). Vor den beiden nur aus einem Erdgeschoße bestehenden Häusern für die Frauen und Männer lauern einige Kranke. Die kleine Kapelle ist durch Bäume fast verdeckt; nur das Kreuz und der

Giebel sind sichtbar. Das mit Stroh gedeckte Häuschen im Hintergrund ist die Wohnung der Missionäre. Wie aus eben eingetroffenen Berichten hervorgeht, sollte die Anstalt, die augenblicklich 102 Ausfähige beherbergt, durchaus vergrößert werden. Mit blutendem Herzen mußte der Missionär bereits 6 Kranke abweisen, welche um Aufnahme baten, weil die Räume überfüllt sind und weil die Missionäre nur mit größter Anstrengung den Unterhalt für die jetzt schon ihre Mittel übersteigenden Kranken bestreiten können!

Oceanien.

Apostolisches Vikariat Neu-Caledonien. (Gründung einer Mission auf den Neuen Hebriden.) Zum Apostolischen Vikariat Neu-Caledonien gehört auch die nordöstlich von Neu-Caledonien gelegene große Inselgruppe der Neuen Hebriden. Diese gebirgigen Inseln, welche meist mit steilen Felswänden aus dem Meere aufsteigen, haben einen Gesamtflächenraum von 13227 qkm (über 240 Quadratmeilen) und werden von

etwa 70 000 Eingeborenen bewohnt. Die größte der Inseln ist im Norden der Gruppe und wurde 1606 von ihrem Entdecker Quiros mit dem Namen Espiritu Santo (Heiliggeistinsel) benannt, den sie heute noch trägt. Sie hat eine Größe von 4857 qkm (88 Quadratmeilen). Südlich von ihr liegt das etwa halb so große Malikolo (2268 qkm oder 41 Quadratmeilen), und wiederum südlich von dieser Insel ragt die Insel Efat (oder Fate), auch Sandwighinsel genannt, aus dem Meere; sie



Leprosenhaus von Ambahiworaka. (Nabagaskar.)

ist die schönste und fruchtbarste der ganzen Gruppe und wird von etwa 12 000 Eingeborenen bevölkert, obgleich sie nur 518 qkm (9½ Quadratmeilen) groß ist. Von den übrigen Eilanden sind zu nennen: Eromanga, reich an Sandelholz, das üppig bewachsene Tana und das Neu-Caledonien am nächsten gelegene Aneityum (8 Quadratmeilen), dessen Einwohner mit dem Christenthume bekannt sind. Bei weitem die größte Anzahl der Eingeborenen, namentlich die Bergbewohner, fröhnten noch immer greulichem Cannibalismus.

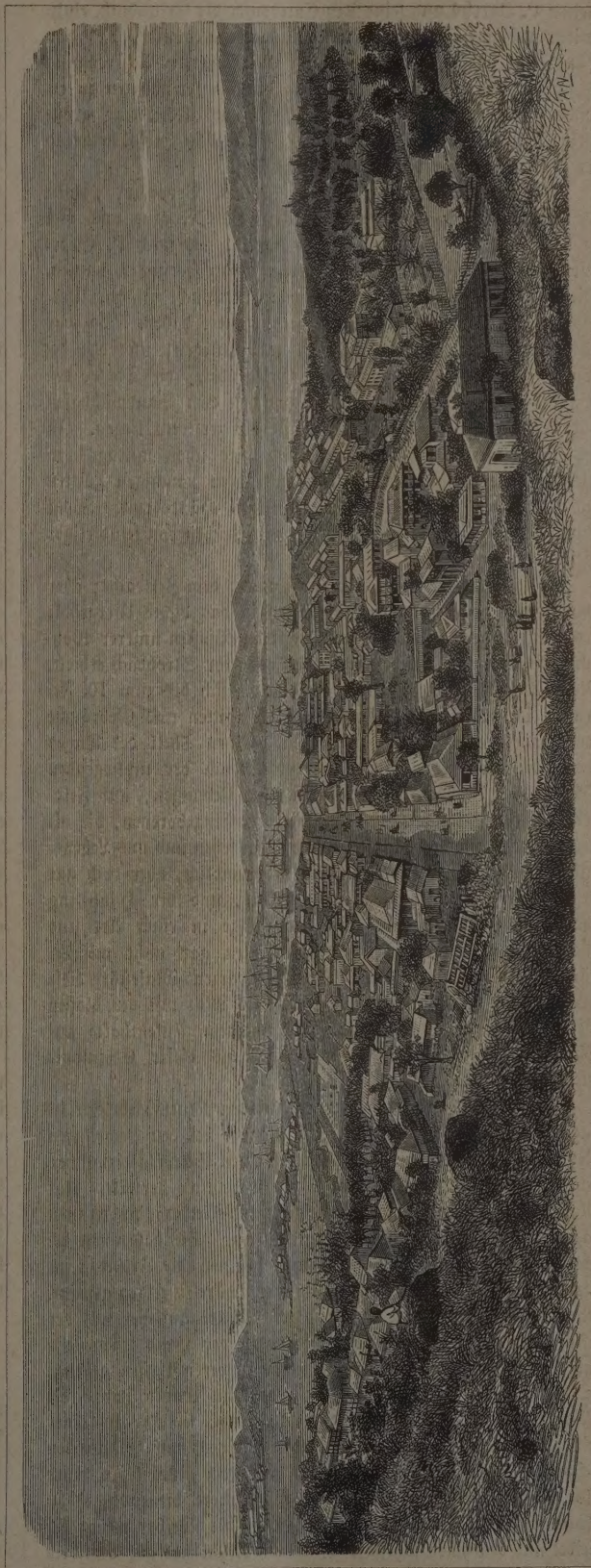
In dieses Inselland und zu diesen wilden Bewohnern unternahmen die Maristen-Missionäre von Neu-Caledonien zu Anfang des letzten Jahres eine Fahrt, um auch in diesem Theile des ihrer Sorge überwiesenen Weinberges die Arbeit muthig zu beginnen. R. P. Pionnier, der Apostolische Provikar, berichtet an seinen Ordensobern, R. P. Martin, über den glücklichen Anfang der neuen Mission in einem längern Briefe, datirt den 28. Februar 1887 aus dem Hafen Dvry der Hauptinsel Espiritu

Santo, und wir werden denselben unseren Lesern im Auszuge vorlegen:

Am 18. Januar 1887 verließ der Apostolische Provikar an Bord des französischen Avisodampfers „Le Guichen“ den Hafen Numea; vier Priester, zwei christliche Familien von Neu-Caledonien aus Saint Louis und ein Duzend junger Leute aus verschiedenen Stationen der Mission von Neu-Caledonien begleiteten ihn. Die Fahrt von Numea nach der Sandwichinsel (Efat), dem nächsten Reiseziele, war in Folge eines heftigen Sturmes, der den winzigen Dampfer wie einen Spielball umherschleuderte, überaus beschwerlich. Am Abende des 20. Januar kam die Sandwichinsel in Sicht; allein das Meer war so erregt, daß der Kapitän die Landung nicht wagen durfte. Erst am folgenden Morgen ging der „Le Guichen“ zwischen dem kleinen Eilande Mele und der Sandwichinsel vor Anker. Sofort nahte sich eine große Menge von Fahrzeugen der Eingeborenen von Mele; Männer, Weiber und Kinder wollten die große Pirogue der Weißen sehen. Doch zeigten sich die Leute nichts weniger als freundlich, als sie die Absicht der Missionäre erfuhren, sich unter ihnen niederzulassen. Sie verweigerten sogar die Annahme von Geschenken. Endlich willigten sie doch ein, als man ihnen die Stelle am Meeresufer zeigte, welche zur Gründung der Missionsstation ausersehen wurde. Sofort ließ nun der Apostolische Provikar trotz der schlechten Witterung das für diese Station bestimmte Personal und die nothwendigsten Geräthschaften und Vorräthe ausschiffen; denn der Dampfer mußte seine Fahrt fortsetzen. „Während der Ausschiffung strömte der Regen in doppelter Fülle hernieder,“ erzählt der hochw. Pionnier, „es war eine wahre Sündflut, als die PP. Forestier und Chaboussier mit ihren jungen neucaledonischen Gehilfen den Strand betraten. Während man die Solbatenzelte aufschlug, welche die Regierung uns überlassen hatte, mußten sie unter der Krone eines stolzen Tamanu-Baumes, der sie aber nicht schützen konnte, eine Zuflucht suchen. So war ich genöthigt, sie im Regen stehen zu lassen und an Bord des „Le Guichen“ zurückzukeilen, der seine Fahrt fortsetzen wollte, und so wurde die Missionsstation für die Sandwichinsel wahrhaftig auf das Kreuz gegründet. Seither habe ich aus einem Briefe P. Forestiers erfahren, daß sich die Beziehungen der Missionäre zu den Wilden freundlicher gestalten und daß die letzteren sie sogar mit Lebensmitteln versehen.“

Der Aviso-Dampfer fuhr nun nach der Insel Malikolo, nachdem er vorher den französischen Militärposten abgelöst hatte, der seit Juni 1886 Port Havanna im Nordwesten der Sandwichinsel besetzt hält. Auch im Südosten Malikolo's, im schönsten und sichersten Hafen der ganzen Inselgruppe, im Sandwichhafen, wurde zunächst ein derartiger Militärposten befestigt. In der nicht weit davon entfernten Vanam-Bai erwarb der Apostolische Provikar nach längerer Unterhandlung ein für eine Missionsniederlassung passendes Grundstück, auf welchem er P. Gobet zurückließ; dann setzte er die Reise nach der etwa 100 Seemeilen entfernten Hauptinsel Espiritu Santo fort.

Am 23. Januar erreichte man den Hafen von Oby. Allein bevor es P. Pionnier gelang, von dem Häuptlinge Payeh die Erlaubniß zur Gründung einer Station auf der Hauptinsel zu erhalten, wurde das Wetter so drohend, daß der Avisodampfer in aller Eile nach dem sichern Sandwichhafen von Malikolo zurückkehren mußte, weil man, nach dem Fallen des Barometers zu schließen, den Losbruch einer Cyklone befürchtete. Doch er-



Ansicht von Numea. (Neucaledonien.)

hielten P. Barriol und seine Neu-Caledonier die Erlaubniß, einsteilen auf einem kleinen Gilande in der Hafenbucht, das dem Häuptlinge gehört, zurückzubleiben. Mit äußerster Anstrengung gelang es dem Dampfer, rechtzeitig den Sandwichhafen zu erreichen; andere Schiffe waren nicht so glücklich; eine große Brigg scheiterte an den Rissen der Westküste Malikolo's, während der kleine Dampfer im sichern Hafen lag.

„Am 25. Januar“, erzählt der hochw. Provikar, „schien der Sturm sich gelegt zu haben; allein die See ging noch viel zu hoch, als daß man in der Banam-Bai, wo mich P. Godet mit Sehnsucht erwartete, eine Landung hätte versuchen können. Die Wogen brachen sich mit ungeheurer Wucht an den Uferklippen und würden jede Barke zerschmettern haben. So war ich gezwungen, den Weg zu Fuß zurückzulegen, und das bedauerte ich nicht; denn ich fand Gelegenheit, die Dörfer der Eingeborenen zu besuchen, welche zwischen dem Sandwichhafen und der Banam-Bai längs der Küste hin zerstreut liegen. In der Morgenfrühe brach ich auf und war schon mittags am Ziele. Viele Eingeborene traten aus ihren rauchigen Hütten und begrüßten mich mit einem kräftigen Händedruck. Wohl wurde ich angestaunt, aber nirgends mit Zeichen von feindseliger Gesinnung empfangen.

Ich fand unsere Missionäre noch unter dem Zeltbache; aber schon hatten unsere jungen Katechisten in das dichte Ufergebüsch große Richtungen geschlagen und die ersten Pfosten unserer Wohnung eingerammt, welche nach zwei Tagen ihr Strohdach erhielt. Mein Aufenthalt in Malikolo verlängerte sich bis zum 10. Februar; ich benützte diese Frist, um die Sitten und Gebräuche der Eingeborenen kennen zu lernen. Einen Theil des Tages verwandten wir regelmäßig auf den Besuch der umliegenden Dörfer, den Rest auf unsere geistlichen Uebungen, auf Feldarbeit und auf lange Gespräche mit den Eingeborenen, die oft aus weiter Ferne herbeikamen, um uns zu sehen und uns Lebensmittel zu bringen. Die Leute waren freundlich, aber doch gar zu familiär; sie befaßten uns überall, und der Häuptling von Assam schnalzte dabei mit der Zunge in einer Art und Weise, deren Bedeutung bei Cannibalen gar nicht mißverständlich sein kann. Ich ließ der schwarzen Majestät diese Freude, und sie begnügte sich für dieses Mal mit der bloßen Besichtigung des Lederbissens. Bei meinem Aufenthalte auf Espiritu Santo mußte ich mich übrigens dieser Ceremonie wiederholt unterziehen.

Die Kleidung der Eingeborenen auf den Neuen Hebriden ist ungefähr dieselbe, wie sie unsere Missionäre bei den Bewohnern Neu-Caledoniens trafen. Doch habe ich einen Unterschied zwischen den Bewohnern Malikolo's und Espiritu Santo's bemerkt. Auf Malikolo sind die Männer fast ganz unbekleidet; die Frauen dagegen hüllen sich anständig in Matten. Sie haben ein bescheidenes, würdiges Benehmen und scheinen die Fremden zu fliehen; bis jetzt hat sich keine an unserer Thüre zu zeigen gewagt. Ihre Männer führen sie übrigens wie Slaavenaufseher mit der Flinte auf der Schulter oder Pfeilen in der Hand truppweise zur Feldarbeit, von welcher sie unter schweren Lasten gebeugt in die Dörfer zurückkehren. Auf Espiritu Santo haben die Männer eine ziemlich anständige Kleidung, welche aus einer feingeflochtenen Matte und darüber aus einem mit Glasperlen geschmückten Netzwerk besteht, das auf dem Rücken an einer als Schild gegen die Pfeile und Wurfspeere dienenden Holzplatte befestigt ist. Dagegen sind dort die Weiber wenig bekleidet und benehmen sich so frech, wie ich Aehnliches auf Malikolo

nicht gesehen habe. Mit Ausnahme einiger Striche auf der großen Insel Espiritu Santo scheinen die Eingeborenen ein stärker und gesunder Menschengeschlag.

Was die religiösen Ueberzeugungen der Eingeborenen angeht, so war mein Aufenthalt viel zu kurz, als daß ich Genaueres hätte in Erfahrung bringen können. Der Anblick von Schlangen, in den Wäldern etwas Gewöhnliches, scheint sie mit abergläubischer Furcht zu erfüllen; das Betreten gewisser Plätze ist unter Todesstrafe verboten u. s. w. Später werden uns die Missionäre ausführlicheres berichten. Das Schwein (Babirussa) scheint ihnen heilig zu sein. Sie verkaufen es nicht an die Europäer, und nur selten geben sie seine Zähne weg, welche sie als Schmuck oder vielmehr als Amulette um den Hals und an den Armen tragen. Der alte Häuptling Tarumb ernährt in seiner eigenen Hütte mit besonderer Sorgfalt ein ungeheures Babirussa, das für seinen feierlichen Leichenschmaus bestimmt ist. Das scheint allgemein Gebrauch zu sein. Sobald ein Häuptling stirbt, schlachtet man sein Babirussa und gießt dessen Blut am Eingange eines Bambustempels aus, in welchem die Gebeine der alten Häuptlinge in Thonsärgen ruhen, die in plumpen Formen den Mumienstreinen gleichen und roth und blau angestrichen sind. Auch beim großen Feste der Ignamenernte werden Schweine geschlachtet und eine Zeitlang am Eingange des Bambustempels aufgestellt. So haben uns die Eingeborenen berichtet, als wir ihr Dorf besuchten und die Vorderseite ihres Tempels betrachteten. Ein eigenthümlicher Zwischenfall, der sich am 8. März zugetragen, wird Ihnen ebenfalls einen Begriff von dem Aberglauben der Inselbewohner geben. Während wir beschäftigt waren, den Wald rings um unsere Wohnung zu lichten, eilte der Häuptling Page ganz außer sich herbei und zeigte auf einen großen Baum mit den Worten: „Nimm dich in Acht! das ist die Wohnung meines Geistes!“ Ich suchte ihn zu beruhigen und setzte meine Arbeit fort. Da erfolgte gegen 4 Uhr abends ein Erdbeben. Während acht bis zehn Sekunden vernahm ich unter meinen Füßen ein heftiges Geräusch, als ob man gewaltige Blöcke gegen ein Gewölbe schleuderte. Ich hatte mich kaum von meinem Staunen erholt, als Page noch viel aufgeregter als am Morgen herbeikam und schrie: „Du hast die Wohnung meines Geistes zerstört! Siehst du nun, wie er sich rächt und die Erde schüttelt?“

Die Schwierigkeiten, welche die neue Mission zu überwinden hat, sind groß. Die Bewohner sind wild, dazu in kleinen Gruppen über ein weites Gebiet zerstreut, fröhnen der Vielweiberei und anderen Lastern. Auch das Klima ist keineswegs gesund. Bereits hatten sowohl die Missionäre als die mitgenommenen Neu-Caledonier heftige Fieberanfälle zu bestehen. Doch kann uns der hochw. Provikar nach einem zweiten Besuche der Stationen auf Malikolo und in Port Obry berichten, daß die ersten Schwierigkeiten überwunden seien und man mit Gottes Hilfe im Laufe der Zeit eine gesegnete Ernte erwarten dürfe.

Neu-Seeland.

P. Madan, Missionär des St.-Josephs-Collegs in Mill-Hill bei London, schreibt den 27. September 1887 von St. Joseph Whare zu Matata an der Plenty-Bai die folgenden Notizen über die Fortschritte der Mission unter den Maori:

„P. Becker ist in der vulkanischen Gegend der heißen Quellen und wird sich wahrscheinlich zu Ohinemutu, ganz nahe an dem Vulkan, niederlassen. Der Reihe nach besuchte er die ver-

schiedenen kleinen Gruppen von Katholiken, welche in der dortigen Gegend zerstreut leben; alle nahmen ihn mit Freuden auf und wünschten sehnlich, daß Priester kommen möchten. Ihre Frömmigkeit ist sehr erbaulich; zwei bis dreimal täglich versammeln sie sich zum gemeinschaftlichen Gebete und kommen gerne zur Beicht, doch die Männer lieber als die Weiber. Unsere Haupt Sorge muß dem kommenden Geschlechte gelten. Der schlimme Einfluß der protestantischen englischen Einwanderer ist jetzt viel größer als früher. In einer Niederlassung leben zwei Drittel der englischen Ansiedler in wilder Ehe mit Maoriweibern, was natürlich den schlimmsten Einfluß auf die Kinder hat. Nicht nur Missionäre, auch Nonnen für die Erziehung der Mädchen haben wir deshalb nothwendig; sie müssen aber bereit sein, von den Almosen zu leben, welche die Maori geben, d. h. von Kartoffeln, Schweinefleisch, Fischen u. s. w.

Ich bin jetzt zu Whakatane an der Südgrenze meiner Mission. Alle Maori in der Umgegend sind Katholiken; andere, welche zwei bis drei Meilen entfernt wohnen, sind vor einigen Jahren infolge einer vorgeblichen Krankenheilung zu der sogenannten Hauhaus-Secte, einem Gemisch von Judenthum, Protestantismus und Heidenthum, abgefallen. Bei meiner unerwarteten Ankunft am letzten Freitag wurden sofort die hervorragenderen Katholiken

benachrichtigt, daß am Sonntag Gottesdienst sei. Zwei Maori boten sich an, mit einem Briefe von mir die Katholiken in den entfernteren Niederlassungen aufzusuchen. So kamen vierzig bis fünfzig zur heiligen Messe und zwölf davon empfingen die heiligen Sacramente. Der alte Katechist von hier wurde von Bischof Pompallier bekehrt und getauft. Sein Sohn, ebenfalls Katechist, besorgte mein Pferd und stellte sein kleines Haus zu meiner Verfügung. Jeden Morgen und Abend halte ich einen Unterricht. Bevor ich den Leuten einen Rosenkranz schenke, müssen sie mir die Geheimnisse und die Art und Weise, ihn zu beten, auftragen und erklären. Es ist recht erbaulich, zu sehen, wie Greise und alte Mütterchen sich alle Mühe geben, meine Fragen zu beantworten und den Rosenkranz zu beten, und oft eine halbe, ja eine ganze Stunde reden, bevor sie den Rosenkranz erhalten. Während der ganzen Messe werden in der Landessprache Gebete verrichtet und Lieder gesungen, wie es im Rheinlande Gebrauch ist. Nach der Communion betet der Katechist für alle, welche das heilige Sacrament empfangen haben, eine gemeinschaftliche Dankagung vor. Der Katechismus wird auswendig gelernt. Er ist sehr umfangreich, ausführlicher als die in England gebräuchlichen und fast so groß wie der alte irische Katechismus. Er bietet dem Priester eine ausgezeichnete Grundlage für den eingehenderen Unterricht."

Miscellen.

Ueber die Summen, welche der anglikanischen „Church Missionary Society“ zur Verfügung stehen, und den Erfolgen, welche sie damit erzielt, entnehmen wir gelegentlich einer Discussion den „Times“ und andern englischen Blättern folgende Notizen: Im Jahre 1886 unterhielt die „Church Missionary Society“ in Indien 841 Missionäre und Agenten, welche 48 296 Pfd. St. 19 Sch. 1 D. (965 920 M. 10 Pf.) kosteten; dieselben erzielten, nach ihren Berichten, 297 Bekehrungen. In Ceylon arbeiteten 374 Agenten mit einem Kostenaufwande von 10 138 Pfd. St. (202 760 M.) und erzielten 207 Bekehrte. In Mittel-China machten 71 Agenten 63 Bekehrte, in Süd-China 188 Agenten 297 Bekehrte; diese chinesischen Bekehrten kosteten zusammen 16 405 Pfd. St. (328 100 M.). Viel schlimmer sieht es in Persien, Palästina, Arabien und Aegypten aus. In diesen Ländern unterhält die „Church Missionary Society“ 109 Missionäre und Agenten, welche ihr im Jahre 1887 11 804 Pfd. St. 9 Sch. 6 D. (236 089 M. 50 Pf.) kosteten — letztes Jahr wurde 1 (ein) Erwachsener getauft! In ganz Aegypten und Arabien ist die Zahl der Eingeborenen, welche sich der Missionsgesellschaft angeschlossen haben (native adhaerents), 19!

Noch weit auffallender wird das Mißverhältniß zwischen Ausgaben und Erfolg, wenn man die Zahlen der letzten zehn Jahre zusammenstellt. Wir berufen uns auf die Angaben eines hochgestellten anglikanischen Geistlichen in der St. James's Gazette. Ihm zufolge verausgabte die Church Missionary Society von 1878—1887 in runder Summe 2 169 000 Pfd. St. oder 43 380 000 Mark, und dabei sind die bedeutenden Summen, welche in den Missionsländern selbst, z. B. in Indien, für Missionszwecke gespendet werden, nicht mitgerechnet. Auf mehr

als zehn Millionen Mark kommen der großen anglikanischen Missionsgesellschaft die Kosten der Verwaltung, die Heranbildung der Missionäre und namentlich die Pensionen für die Missionäre und deren Wittwen und Kinder. Für das Missionswerk selbst wurden in runder Summe 32 Millionen Mark verwendet. Dieselben vertheilen sich auf die folgenden Missionsgebiete und erzielten von 1878—1887 den folgenden Zuwachs, beziehungsweise Abnahme, an Bekehrten:

Missionsgebiet.	Ausgabe, Mark.	Zuwachs.
Westafrikanische Mission	2 659 120	15 908
Ost- und Centralafrika	2 123 520	1 641
Palästina und Aegypten	1 723 620	467
Persien	275 840	63
Indien	14 856 040	23 494
Ceylon	2 081 240	614
Mauritius	477 480	887
China	3 239 980	4 142
Japan	1 048 960	670
Neu-Seeland	904 920	7 926
Nordwest-Amerika	2 338 160	3 210
Nord-Pacific-Mission	903 540 (364 Abnahme).	
	32 632 420	57 658

In runden Zahlen kostete also der Zuwachs von 60 000 die Summe von 32 (bzw. 43) Millionen Mark. Dabei ist aber erstens zu bemerken, daß der Zuwachs zu einem ganz bedeutenden Theile nicht auf directe Bekehrung der Heiden, sondern auf die Geburten kommt. Ferner werden diese „Bekehrten“ auch von

der Church Missionary Society keineswegs Christen schlechthin genannt, sondern „Native Christian adherents“, d. h. „Eingeborene christliche Anhänger“, vielleicht gleichbedeutend mit Katechumenen. Die eigentlichen Christen nennen sie „Communicants“, „Communicanten“, und diese Zahl ist eine verhältnißmäßig sehr kleine. Beispielsweise sind von den 182 382 „eingeborenen christlichen Anhängern“, welche für 1886—1887 in Indien angeführt werden, nur 44 115, also nicht einmal der vierte Theil, „Communicanten“. Endlich ist zu bemerken, daß von diesen Communicanten ein geradezu erstaunlicher Theil „bezahlte Agenten“ der Missionsgesellschaft sind. In Bengalen beträgt die Gesamtzahl der Communicanten, Männer und Weiber, 1931 Seelen; davon sind nicht weniger als 300 bezahlte eingeborene Agenten; in Hongkong beträgt die Zahl der Communicanten 91, davon sind 31 „paid native agents“!

Liebe der Indianer zum Heiligen Vater. Am letzten Ignatiusfeste erzählte der hochw. Bischof von Helena, Msgr. Bronbel, den Indianern von der großen Liebe, womit alle Christen in diesem Jahre das Jubelfest des gemeinsamen Vaters feierten, und forderte sie auf, ihre Liebesgaben mit den Geschenken aller Völker zu vereinigen. Raum war der Gottes-

dienst zu Ende, da brachten die Plattköpfe ihr Bestes zusammen und legten es zu Füßen des Bischofes nieder. Die Frauen entäußerten sich ihres Schmuckes, um auch etwas beitragen zu können; ein Mädchen von 18 Jahren opferte das Liebste, was es hatte, — seinen schönen Gürtel. Wahrhaft rührend ist die Einfalt eines alten Mütterchens. Die gute Frau hatte sich im Walde bittere Wurzeln und milde Rüben zur kargen Mahlzeit gesucht. Jetzt bringt sie dieselben herbei; denn sie will gerne hungern, damit nur der Heilige Vater an seinem Ehrentage etwas zu essen hat. Die Männer wollten natürlich nicht zurückstehen. Sie brachten ihre Pfeifen, Messer, überhaupt was in ihren Augen einigen Werth hatte, und veranstalteten sogar eine Sammlung, welche die für ihre Verhältnisse sehr hohe Summe von etwas mehr als 3 Mark ergab.

Eine Gebetsvereinigung aller Bischöfe der katholischen Welt ist soeben durch die Congregation der Propaganda ins Leben gerufen und von Sr. Heiligkeit durch besondere Abkässe ausgezeichnet worden. Zweck dieses Vereines ist das gemeinsame Gebet aller Bischöfe für ihre verstorbenen Vorgänger, für sich selbst und für die ihnen anvertrauten Heerden. Derselbe wird ein neues Band der katholischen Einheit bilden und ganz gewiß reichen Segen auf die gesammte Kirche herabziehen.

Für Missionszwecke.

	Mark.		Mark.		Mark.
Für die dürftigsten Missionen:		Bon Pfr. Breher in Grödenbach	85.—	Zum Ankauf von Bildern für die Missionen:	
Bon Joh. Schuster, Administ. in Wolframitz	1.97	Bon F. B. Bamberg	100.—	Bon einem Kaplan	300.—
Bon Carl Aug. Wfr. in Römbois	5.—	Bon Kaplan Klübenpies in Derscheischach	35.—	Für den Kindheit-Jesu-Verein:	
Bon F. L. in Freiburg	30.—	Durch Inspector Diefenbach in Sachsenhausen	135.—	Bon F. Hell, Coop. in Osterhofen	14.—
Bon Wfr. Strobel in Neutra	10.—	Durch Baronin Gager in Erlangen	8.—	Bon Wfr. Strobel in Neutra	50.—
Bon Wfr. Strobel zur Erbsengabe	50.—	Bon G. B.	20.—	„Zur Ehre des göttlichen Herzens Jesu“	40.25
Bon Professor Dr. Bühler in Alrich	40.—	„Zur Ehre des göttl. Herzens Jesu“	40.25	Durch die „Niederbayer. Volksztg.“ in Passau	21.05
Bon Professor Dr. Bühler in Alrich	8.—	Für die Missionen in Afrika:		Für den Franziskus-Xaverius-Verein:	
Durch die „Germania“ in Berlin	154.60	Bon Frau Geheimrath von Gellhorn in Plegitz	25.—	Bon F. M., Jesuiten-Collegium Ling a. D.	24.20
Durch die Mooser'sche Buchhandlung in Graz	96.—	Bon Wfr. Hohl in Thaltingen	10.—	Bon der Gemeinde Hombingen	20.—
Durch das „Deutsche Volksblatt“ und das „Kathol. Sonntagsblatt“ in Stuttgart	286.87	Bon F. A. Klein, Architekt in Wisconsin	40.—	Aus Wagnersrabe	20.—
Für die Missionen in China, Tongking und Indien:		Bon Ungenannt in Coblenz	48.—	Aus Guben	20.—
Bon Th. S. in R.	18.60	Durch die Mooser'sche Buchhandlung in Graz	48.—	Durch die „Germania“ in Berlin	125.—
Bon Gröben, Pfarrei Schleibsdorf	30.—	Durch das „Deutsche Volksblatt“ und das „Kathol. Sonntagsblatt“ in Stuttgart	187.20	Für den Bonifacius-Verein:	
Bon M. G. in Wasserstein	20.—	Für die Jesuiten-Mission am Sambeji (Südafrika):		Aus Guben	20.—
Bon Anton Becherer in Unterpfeichtal	5.—	„In hon. beat. Virginis Mariae, sine labe originali conceptae“	20.—	Für Kostauf und Unterhalt von Heidenkindern:	
Bon Wfr. Vogt in Hombingen	50.—	Bon Baroness Theresie Walterskirchen in Preßburg	43.23	Bon Coop. Frid in Regen	21.—
Bon F. W., Jesuiten-Collegium Ling a. D.	8.06	Durch das „Deutsche Volksblatt“ und das „Kathol. Sonntagsblatt“ in Stuttgart	20.—	Bon Klaber in München	20.—
Bon St. M. A. S.	8.50	Für das Kloster in Marienfeld (Texas):		Ad majorem Dei gloriam	100.—
Durch die Mooser'sche Buchhandlung in Graz	80.—	„Dank- und Witteropfer zu Ehren des heiligsten Herzens Jesu“	10.—	Bon Professor Dr. Bühler in Alrich	21.—
Durch das „Deutsche Volksblatt“ und das „Kathol. Sonntagsblatt“ in Stuttgart	40.—	Für die Mission auf Neu-Guinea:		Bon M. Wunderl in Boden (Schweiz)	159.03
Für die orientalischen Missionen:		Bon Pfr. Breher in Grödenbach	15.—	Bon Wfr. Vogt in Hombingen	21.—
Durch die „Germania“ in Berlin	12.—	Durch die Mooser'sche Buchhandlung in Graz	48.—	Durch die „Germania“ in Berlin	70.50
Durch das „Deutsche Volksblatt“ und das „Kathol. Sonntagsblatt“ in Stuttgart	136.15	Für die Mission auf den Südsee-Inseln:		Für Kostauf und Unterhalt von Negerkindern:	
Für die Missionen in Palästina:		Bon Pfr. Breher in Grödenbach	15.—	„Ad majorem Dei gloriam“	500.—
Bon F. Frau Thessa Elbin in Wschaffenburg	400.—	Durch die Mooser'sche Buchhandlung in Graz	48.—	Pro Papa:	
Durch die „Germania“ in Berlin	21.50	Für die Mission auf den Südsee-Inseln:		Bon F. B. in Köln	8.—
Für die nothleidenden Priester in Eibirien:		Bon Pfr. A. zu Gschmold	25.—	Aus Guben	20.—
Bon Anton Becherer in Unterpfeichtal	2.—	Aus Guben	20.—	Bon F. Frau Thessa Elbin in Wschaffenburg	200.—
Bon G. S. B. in Obereschbach	4.—	Für die Mission auf Borneo:		Für verschiedene Zweck:	
Durch die Mooser'sche Buchhandlung in Graz	45.—	Aus Guben	20.—	Bon Ungenannt aus Herdern bei Freiburg	50.—
Durch das „Deutsche Volksblatt“ und das „Kathol. Sonntagsblatt“ in Stuttgart	44.—	Bon St. A. B. S.	5.—	Durch die Mooser'sche Buchhandlung in Graz	62.09
Für nothleidende Missionspriester zur Verpflegung von hl. Messen:		Für die deutsche Josephs-Mission in Paris:		Durch den „Sendboten d. göttl. Herzens Jesu“ in Innsbruck	153.26
Bon M. Kleinert in Rottwil	18.—	Durch das „Deutsche Volksblatt“ und das „Kathol. Sonntagsblatt“ in Stuttgart	46.—	Durch das „Deutsche Volksblatt“ und das „Kathol. Sonntagsblatt“ in Stuttgart	512.73
Bon Wfr. Vogt in Hombingen	10.—				

Unter Mitwirkung einiger Priester der Gesellschaft Jesu herausgegeben von F. J. Sutter, Theilhaber der Herder'schen Verlagshandlung in Freiburg.

Buchdrucker der Herder'schen Verlagshandlung in Freiburg im Breisgau. — Redaktionschluss und Ausgabe: 17. Januar 1888.

Der Abdruck der Aufsätze der „Katholischen Missionen“ ist nicht gestattet, der der Nachrichten nur mit Angabe der Quelle erwünscht.